Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel B. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 9 — Brockau, Sonnabend, den 20. Januar 1940 — 40. Jahrgang

Die Plutokratien das Verderben der Menschheit

Dr. Goebbels nagelt die Kriegsverbrecher der Westmächte fest. — 80 Millionen Deutsche fordern Erfüllung ihrer vitalsten Lebensrechte. — Der Führer weiß, was er will

Das deutsche Posen stand im Zeichen einer nationalsozialistischen Kundgebung, wie sie der vom polnischen Joch befreite Gau bisher noch nicht kannte. Reichsminister Dr. Goebbels sprach in der Messehalle zu den Volksdeutschen. In einer großangelegten und von hinreißendem Schwung getragenen Rede zeigte Dr. Goebbels den Zehntausenden den Weg des nationalsozialistischen Deutschlands von der Ohnmacht des Jahres 1933 bis zu der imponierenden Macht der Gegenwart. In der Messehalle hatten sich weit über 15 000 Volksdeutsche, Rückgeführte aus dem Baltikum und aus Wolhynien, zusammengefunden, während 50 000 Volksdeutsche, die der Kundgebung beiwohnen wollten, an der Versammlung nicht teilnehmen konnten. Die versammelten Männer, Frauen und Soldaten bereiteten dem Minister beim Betreten der Halle stürmische Begrüßungskundgebungen. Reichsstatthalter Gauleiter Greiser begrüßte eingangs den Reichsminister Dr. Goebbels als den Propagandisten des Führers und der nationalsozialistischen Bewegung, dessen Stimme in den vergangenen Jahren schon den Deutschen dieser Provinz die Idee des Nationalsozialismus über den Aether nahegebracht habe. Der Reichsstatthalter sprach zugleich dem Minister den Dank der Deutschen dieses Gaues aus für die vielfältige und tatkräftige Unterstützung, die sie seit der Befreiung durch seine Initiative und seiner Mitarbeiter Einsatz erhalten hätten. Die lebhaften Beifallskundgebungen der Versammlung bezeugten, wie sehr der Gauleiter den Zehntausenden aus dem Herzen gesprochen hatte. Dann ergriff Dr. Goebbels das Wort.

Dr. Goebbels rief zu Beginn seiner Rede noch einmal die Zeit des vergangenen Jahres in das Gedächtnis seiner Zuhörer zurück und erklärte, niemand habe vor etwa sechs Monaten vorauszusagen gewagt, daß eine so große deutsche Kundgebung in dieser Stadt des ehemaligen polnischen Nationalismus heute schon möglich sei. Im August des vergangenen Jahres noch erklärten die polnischen Chauvinisten, die in Warschau das große Wort führten, sie wollten die deutschen Armeen „bei Berlin zerhacken". Unterdes aber habe, wie der Führer schon in seiner Rede in Danzig erklärte, der Herr sie „mit Mann und Roß und Wagen geschlagen". Selbstverständlich habe der Feldzug in Polen für das deutsche Volk insbesondere auch für diese urdeutsche Provinz große Opfer gekostet.

Die Nation verneige sich in Ehrfurcht vor dem Heldentum der ungezählten deutschen Menschen, die ihre Treue zu ihrem Volkstum mit ihrem Leben und oft davor noch mit unaussprechlichen Marterungen hätten bezahlen müssen. Das Blut jener gequälten Menschen habe den Boden dieser Provinz gedüngt. Aus ihm werde einmal ein neues Volksleben erblühen. Dann würden deutsche Bauern hier die Wacht im Osten halten.

Die Londoner Plutokratie verriet Polen

In diesem Zusammenhang warf Reichsminister Dr. Goebbels die Frage auf, was die polnischen Chauvinisten heute wohl tun würden, wenn noch einmal Januar 1939 wäre. Die Antwort auf diese Frage könne nicht schwer sein. Aber sie fordere gebieterisch die andere Frage heraus, was wohl die Engländer heute tun würden, wenn sie wüßten, was etwa im Januar 1941 Tatsache sein würde. Denn in der politischen Entwicklung vor allem des heutigen Europa könne man nicht soviel auf Worte geben. Worte verflögen wie Sand vor dem Winde; übrig bleibe aber die Tat. Damals habe auch die polnische Regierung auf das englische Wort vertraut, und im Vertrauen darauf habe sich in Polen eine chauvinistische Clique breit machen können, die in vollkommener Verkennung der tatsächlichen Machtverhältnisse der Straße das Gesetz des politischen Handelns überantwortet habe.

Die englische Plutokratie aber hätte niemals im Ernst daran gedacht, etwa dem polnischen Saisonstaat in der Gefahr zu Hilfe zu eilen. Für die Londoner Plutokraten sei Polen nur eine Figur auf ihrem Schachbrett gewesen; Polen habe in den Auseinandersetzungen des vergangenen Jahres lediglich die Aufgabe gehabt, das Reich bis zum Weißbluten zu provozieren, weil London hoffte, auf diese Weise den von den britischen Panikmachern gewünschten und vorbereiteten Krieg zu entzünden. Man wollte eben in London diesen Krieg, den die Plutokratie nötig habe, um Deutschland als lästigen Konkurrenten zu beseitigen.

Stürmischer Beifall bewies dem Minister, daß die Volksdeutschen ebenso wie ihre Brüder im Reich die wahren Hintergründe dieses von England angezettelten Krieges erkannt haben.

In Wirklichkeit, führte Dr. Goebbels weiter aus, handle es sich bei diesem Krieg um eine Auseinandersetzung der überalterten Plutokratie mit dem neuen, modernen, sozialistischen Deutschland. Jene sterile Plutokratie hatte eingesehen, daß sie auf die Dauer nicht zu halten sei, wenn sich im Herzen Europas ein 80-Millionen-Staat aufrichtete, der nach den Gesetzen innerer Ordnung und sozialer Gerechtigkeit aufgebaut sei.

Eigentlich hätten London und Paris aus diesem Feldzug lernen müssen. Sie hätten einsehen müssen, daß es ein militärischer und politischer Wahnsinn sei, gegen das Reich, das unter der Führung Adolf Hitlers stehe, das militärisch und wirtschaftlich für jeden Ernstfall gerüstet sei, zu Felde zu ziehen. Aber wen Gott strafen wolle, den schlage er zuvor mit Blindheit.

Sie hatten von Anfang an die Absicht, der sie heute auch ganz offen Ausdruck verleihen, Deutschland zu zerstückeln, das deutsche Volk aus den politischen Entscheidungen Europas auszuschalten, die deutsche Nation zu vernichten, genau so wie die Polen im August des vergangenen Jahres die deutschen Armeen zerhacken wollten. Sie planen ein schlimmeres zweites Versailles.

Zu Anfang des Krieges versuchten sie noch, ihre infamen, hinterhältigen Pläne zu tarnen, indem sie erklärten, sie wollten dem deutschen Volke nichts Böses antun, ihr Kampf gelte nur dem Hitlerismus. Aber mittlerweile machten sie aus ihren wahren Absichten keinerlei Hehl mehr. Offenbar hätten sie aber in ihrem scheinheiligen Kampf gegen den Hitlerismus das Deutschland von 1939/40 mit dem Deutschland von 1918, das man noch durch Lügen und Phrasen vernebeln konnte, verwechselt. Begeisterte Zustimmung begleiteten diese Feststellung des Ministers.

Eindeutige Kriegsschuld der Westmächte

Der Versuch der englisch-französischen Plutokratie, Deutschland die Schuld am Kriege zuzuschieben, müsse als gänzlich verfehlt auf das schärfste vor der Weltöffentlichkeit zurückgewiesen werden.

Alle Dokumente über den Kriegsausbruch bewiesen das Gegenteil; und wem die Dokumente nicht genügten, der brauche nur die Frage aufzuwerfen: Wer hat wem den Krieg in der entscheidenden Stunde des vergangenen Jahres erklärt, Deutschland an England und Frankreich oder England und Frankreich an Deutschland? Die Beantwortung dieser Frage lege die Kriegsschuld eindeutig klar.

Aber auch die politischen Handlungen des Führers aus den vergangenen sieben Jahren bewiesen zur Genüge, wer seit 1933 in Europa zum Kriege gehetzt und wer immer und immer wieder den Versuch gemacht habe, Europa den Frieden zu erhalten. Noch nach der siegreichen Beendigung des Polenfeldzuges habe der Führer, auf der Höhe seines militärischen Triumphes stehend, vor dem Deutschen Reichstag die Möglichkeiten eines baldigen Friedensschlusses entwickelt. Die Antwort von London und Paris sei ein provokatorischer Zynismus gewesen. Man habe in den Hauptstädten der Plutokratie erklärt, man wolle den Krieg bis zur Vernichtung Deutschlands weiterführen. Es wäre aber ein verhängnisvoller Fehler, wenn man etwa glauben wollte, daß die Kriegshetzer in Paris weniger brutale Pläne zur Vernichtung Deutschlands hegten und verfolgten als die in London. Diese treffende Darstellung der verbrecherischen Politik der Londoner und Pariser Kriegshetzer wurde immer wieder von den Zustimmungskundgebungen der Massen unterbrochen.

Schluß mit der Vergewaltigung durch den Westen!

In diesem Kampf um seine nackte nationale Existenz setze Deutschland sich mit den entsprechenden Mitteln zur Wehr. Es werde als Land der Arbeit, der Ordnung und des sozialen Friedens von den chaotischen Mächten der internationalen Plutokratie angegriffen.

Diese Plutokratien seien das Verderben der abendländischen Menschheit. Nicht das englische Volk etwa oder das französische Volk seien die reichsten Völker der Erde, nein, über ihnen herrschten ein paar hundert Plutokraten, die allerdings die reichsten Menschen der Welt seien. Sie hielten den größten Teil der Erde unter ihrer Kontrolle. Sie plünderten alle Völker, die sie in ihre Botmäßigkeit brächten, ohne Rücksicht auf ihr nationales Gedeihen aus. Selbstverständlich führten sie dabei zur Tarnung und um ihr schamloses Regiment mit frommen Phrasen einzuspeicheln, moralische Sprüche im Munde; denn sie hätten ja vor allem den Wunsch, im Genuß ihres Raubes von niemandem gestört zu werden.

Englands wahre Kriegsziele

Das deutsche Volk soll vernichtet werden

Im Wechsel der Zeiten sind die Kriegsziele Englands immer die gleichen gewesen: Die Ausbreitung der britischen Weltherrschaft durch die Schwächung hochstrebender Nationen an Gut und Blut. Zu diesem Zweck wurden ständig die Völker aufeinandergehetzt oder zum Kampf für britische Interessen gezwungen. In niederträchtiger Heuchelei versuchten die Engländer zwar, ihre Selbstsucht hinter moralischen Phrasen zu verbergen. So hat man auch in dem neuen Krieg in England geraume Zeit hindurch bestritten, daß man sich die Vernichtung des deutschen Volkes oder die Zerstückelung des Reiches als Kriegsziel gesetzt hat. In den letzten Wochen überboten sich jedoch die englischen Zeitungen und Politiker in der Aufstellung von Programmen, die deutlich erkennen lassen, daß das ganze Gerede davon, daß England „nicht gegen das deutsche Volk" Krieg führe, nur ein Tarnungsmanöver war. Es ist das wiedererstarkte deutsche Volk, dem England den Krieg angesagt hat!

Haß gegen die deutsche Einheit

Wie England mit Europa verfahren würde, wenn es die Hände frei hätte, geht eindeutig aus einem Artikel hervor, den der englische Völkerrechtslehrer Charles Sarolea im „Scotsman" veröffentlicht. Seine Schlußfolgerungen gehen dahin, daß es nur einen einzigen Weg zur Beseitigung der „deutschen Gefahr" gebe. Dieser aber bestehe darin, „das politische Werk Bismarcks ungeschehen zu machen, das politische Band" mit Preußen zu zerschneiden, diese kollossale und wuchtige deutsche Masse aufzulösen — mit anderen Worten, an Stelle des geeinten und zentralisierten „verpreußten Reiches ein dezentralisiertes Deutschland kleinerer Staaten zu setzen". Sarolea bekennt dann offen, daß die politische Neuordnung Deutschlands auf einer Bundesverfassung von gleicher Bedeutung sei wie 1919. Allein hierum drehe sich Frieden und Krieg und jede zukünftige „kollektive Sicherheit".

Versailles soll noch übertrumpft werden

Ueberhaupt ist der „Scotsman" eine Fundgrube für die Entschleierung der wirklichen Absichten Londons. So heißt es hier in einem Artikel vom 14. 11. 1939, daß der Versailler Vertrag — jenes grausame Diktat, das das Wirtschaftsleben der gesamten Welt zerrüttet und Deutschland fremder Willkür ausgeliefert hat — „als ein Plus dahin zu verbuchen sei, daß er 70 Millionen Menschen in Europa von Unterdrückung befreit habe". Der „große Fehler" habe nur darin gelegen, daß man Deutschland „zu große Gnade widerfahren" ließ. Nun, die deutschen Arbeitslosen, die ja am besten wissen, was es mit dieser „Gnade" auf sich hatte, haben den Versailler Diktatsvertrag nur als ein teuflisches System der Bosheit und des Vernichtungswillens kennengelernt! Ebenfalls im „Scotsman" erklärt Sir Thomas Holland, daß England einfach darum kämpfe, um Friedensbedingungen zu „diktieren". Anderenfalls wären die Engländer große Toren, die einem Schatten nachjagten. Es müsse die „pathologische Seuche" ausgerottet werden, auf Grund deren „Deutschland von seinen Nachbarn gefürchtet" werde.

Mit zynischer Offenheit bekannte dieser Tage die „Picture Post", daß die Heuchelei aufhören müsse, daß England sich nicht im Krieg mit dem deutschen Volk befinde. Deutschland müsse in kleine Staaten zerschlagen, die „Nazi-Führer" müßten mit allen anderen „ruchlosen Viechern" erschossen werden. Die heuchlerische Behauptung, daß England „für die Gesundheit wahrer Freiheit" fechte, motivierte das Blatt am 9. 12. 1939 dahin: „Um nach diesem Krieg wirklichen Frieden zu haben, darf auf der Landkarte Europas nichts mehr von Deutschland übrigbleiben." In das gleiche Horn stößt der „Daily Herald" vom 2. 12. 1939, der großsprecherisch ausrief: „Sprechen wir nicht mehr von verbesserten Friedensbedingungen. Vernichten wir die Tyrannen. Dann wollen wir Deutschland zerstückeln. Rhein als West-, Oder als Ostgrenze. Geben wir Sachsen der Tschecho-Slowakei und Holstein an Dänemark. Lassen wir den Hunnen keine Freiheit, nach 20 Jahren wieder einen Krieg anzufangen." Die „Times" vom 1. 12. 1939 wünscht sich eine politische und konfessionelle Spaltung des deutschen Volkes als Sicherung eines anhaltenden europäischen Friedens nach dem „Sieg".

In die gleiche Kerbe haut das englandhörige Frankreich. So forderte kürzlich der politische Redakteur des „Journal des Débats", Pierre Bernus, daß der Wille der Verbündeten, der der Gerechtigkeit entspreche, Deutschland aufgezwungen werden müsse. Deutschland müsse so verkleinert werden, daß es seine Weltherrschaftsträume (!) für alle Zeiten aufgebe.

Verhöhnung der Opfer

Alle diese Stimmen, die sich von Tag zu Tag mehren, beweisen klar, worum es den Westmächten in Wirklichkeit geht: um die Vernichtung des deutschen Volkes, um ein Versailler Diktat in verschärfter Auflage, um die Zerstörung der deutschen Einheit, um eine derartige Zerstückelung des Großdeutschen Reiches, daß von ihm auf der Landkarte Europas nichts mehr übrigbleibt. Welche Geistesverwirrung aber, das Fehlerhafte der Versailler Konstruktion darin zu suchen, daß dieses grausame Paragraphenwerk dem deutschen Volke „zu gnädig" gewesen sei! Das ist geradezu eine Verhöhnung der Menschen, die unter diesem Diktat furchtbarste Leiden erduldet und jede Lebensfreude verloren haben und so der Verzweiflung anheim gefallen sind. Dieses Diktat, das man einst auch in England als eine Gefährdung Europas erkannt hat, als zu milde hinstellen und als ein Muster für die Zukunft, können nur Menschen, die in ihrem brutalen Vernichtungswillen jeden klaren Blick und jedes sittliche Gefühl verloren haben!

Neutralitätsbrüche ohne Ende

Wieder feindliche Flugzeuge über holländischem Gebiet.

DNB. **Berlin, 19. Januar.**

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Am Abend des 18. 1. fanden Einflüge einzelner feindlicher Flugzeuge nach Nordwestdeutschland statt. Hierbei wurde beim Ein- und Ausflug mehrfach holländisches Hoheitsgebiet überflogen.

Das nationalsozialistische Deutschland sei an die Macht gekommen mit dem ausdrücklichen Auftrag des deutschen Volkes, dieser Vergewaltigung durch den europäischen Westen ein Ende zu setzen. Es sei also eines der Hauptziele dieses Krieges, damit endgültig Schluß zu machen: denn das deutsche Volk sei nicht mehr das aus durchsichtigen Gründen im Ausland so außerordentlich beliebte und geschätzte Volk der romantischen Dichter und Träumer, das deutsche Volk sei aus seiner politischen Narkose erwacht, es sei heute ein politisches Volk im besten Sinne dieses Wortes. 80 Millionen Deutsche forderten die Erfüllung ihrer vitalsten Lebensrechte.

Die sterilen Plutokratien des europäischen Westens könnten die Durchsetzung dieser Lebensrechte auch durch Krieg nicht verhindern. Das deutsche Volk allein habe im vergangenen Jahr 300 000 Kinder mehr zur Welt gebracht als England und Frankreich zusammengenommen. Dabei stände Deutschland erst am Anfang seines Aufstiegs, während die Plutokratien offenbar ihrem Ende entgegeneilten.

Sie hassen uns, weil sie uns fürchten

Das sei auch der Grund, warum die englischen Kriegshetzer das deutsche Volk und insbesondere das nationalsozialistische Regime, das Deutschland erst zum Bewußtsein seiner Stärke gebracht habe, mit einem infernalischen Haß verfolgten. Sie beschimpfen uns, weil sie uns hassen, und sie hassen uns, weil sie uns fürchten.

Darum ist auch die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und den westeuropäischen Plutokratien ein Volkskrieg in des Wortes wahrster Bedeutung. Es ist kein Krieg, der im Interesse deutscher Fürsten oder deutscher Kapitalisten geführt würde. Es ist ein Krieg, dessen Ziel auf der Gegenseite eindeutig darin besteht, das deutsche Volk zu vernichten. Das deutsche Volk rafft deshalb auch seine ganze innere Kraft zusammen, um diesem Vernichtungswillen seiner Gegner wirksamst zu begegnen. Es hat dabei eine Reihe von alten Rechnungen zu begleichen.

Es sei gänzlich abwegig, in diesem Zusammenhang Vergleiche zu ziehen zwischen dem Deutschland von 1914 und dem von 1940. Das Deutschland von heute sei auf die Auseinandersetzung mit den westeuropäischen Plutokratien bis zum letzten Potential vorbereitet. Seine militärische Ausrüstung, die vorbildlichste und geschlossenste, die die Gegenwart überhaupt kenne, seine wirtschaftlichen und ernährungspolitischen Hilfsmittel seien mehr als ausreichend, um den Kriegsiegreich zu überstehen.

Ausreichend für den Krieg gerüstet

Wenn die englische Plutokratie im Weltkriege den ganzen Erdball mit ihren feigen Lügen über Deutschland habe überschwemmen können, so sei ihr heute in der nationalsozialistischen Abwehr- und offensiven Propaganda ein erbitterter und zäher Gegner entgegengetreten. Das deutsche Volk sei augenblicklich von einer maßlosen Verbitterung gegen die plutokratischen Mächte des Westens erfüllt. Diese Verbitterung äußere sich nicht so sehr in rauschenden Feiern und Siegesfesten, als vielmehr in einer harten, zähen und unermüdlichen Arbeit, in dem todesmutigen Einsatz der Soldaten des Reiches für den Sieg der deutschen Waffen.

Mit atemloser Spannung lauschten die Tausende dem Redner, als er auf die große preußisch-deutsche Vergangenheit hinwies, auf die großen mutigen Taten Friedrichs des Einzigen, auf die beispiellose Kühnheit eines Bismarck, der in drei aufeinanderfolgenden Kriegen das deutsche Kaiserreich schmiedete.

Der Sieg uns gewiß

Auch die nationalsozialistische Bewegung habe, so fuhr Dr. Goebbels fort, im Kampfe um die Macht große und mutige Entschlüsse fassen müssen; immer aber sei bei diesen Entschlüssen die innere Standhaftigkeit ausschlaggebend gewesen, mit der man sie faßte und mit der man sie auch durchzusetzen entschlossen war. So sei es auch heute.

Der Sieg sei uns gewiß, wenn wir bereit seien, ihn durch Kampf und Arbeit zu verdienen.

Im übrigen seien es heute dieselben Gegner, die uns auch in den Jahren des Kampfes der nationalsozialistischen Bewegung um die Macht entgegengetreten seien. Sie hätten sich seit 1933 nicht geändert. Es war immer ihr besonderes Vorrecht, sich in Illusionen zu wiegen; und das war auch gut so. Genau so trügerisch sei heute ihre so penetrant zur Schau getragene falsche Sicherheit dem Reich gegenüber. Sie machten sich über das Deutschland von heute gänzlich falsche Vorstellungen. Im Gegensatz dazu aber seien wir Deutschen auf das verantwortungsvollste bestrebt, den Gegner richtig zu erkennen und ihn in keiner Weise zu unterschätzen. Das deutsche Volk sei sich vollkommen im klaren darüber, daß es seiner ganzen Kraft bedürfe, um die Plutokratien in ihrem Angriff zurückzuschlagen und sie endgültig zu Boden zu werfen. Wir fassen die Schwierigkeiten gemeinsam an, und deshalb können sie keinen ernsthaften Schaden anrichten. Jedenfalls gäbe es das Wort „Unmöglich" im deutschen Wörterbuch nicht mehr. (Der stürmische Beifall der Volksdeutschen bezeugte, daß auch für sie dieses Wort keine Gültigkeit hat, und daß sie bedingungslos hinter dem Führer stehen.)

Rätselraten der Angst: Was wird Hitler tun?

Augenblicklich, so erklärte Dr. Goebbels weiter, beschäftige man sich in London und Paris damit, politische Rätsel zu raten. Die Preisfrage, die in den Zeitungen der westlichen Plutokratien immer und immer wieder mit viel Fleiß und noch größerer Phantasie erörtert werde, sei die, was Hitler tun werde. Einmal behaupte man in London und Paris, er habe, weil er keinen Ausweg mehr wisse, über die neutralen Staaten oder über den Vatikan oder über Rom oder über Washington Friedensfühler ausgestreckt. Ein paar Tage später wieder behaupte man, er sei nun endgültig zur Offensive entschlossen, und jeden Tag oder jede Stunde könne sein vernichtender Schlag erwartet werden.

Es bestehe demgegenüber für die deutsche Staatsführung keinerlei Veranlassung, auf diese hysterischen Alarmnachrichten einzugehen. Das deutsche Volk sehe darin nur den Ausdruck der Angstneurose der Weltschmarotzer, die durch ihr verwerfliches und verantwortungsloses Treiben in eine Situation hineingeraten seien, aus der es nunmehr kein Entrinnen mehr gebe. – Lebhafte Zustimmung unterstreicht diese Feststellung des Ministers.

Es sei auch nicht die Aufgabe der deutschen Staatsführung, auf jede Alarmnachricht, mit der London oder Paris die Welt in Nervosität zu versetzen versuche, zu reagieren. Man werde dort schon rechtzeitig genug erfahren, was der Führer tun wolle. Die Vergangenheit sollte doch für jeden vernünftig Denkenden hinreichend bewiesen haben, daß der Führer sehr wohl wisse, was er wolle. Die nähere und weitere Zukunft werde das auch in diesem Falle zur Genüge beweisen.

Vertrauen ohnegleichen zum Führer

Zum Schluß wandte sich Reichsminister Dr. Goebbels an die deutschen Volksgenossen in Posen und darüber hinaus an alle nach der siegreichen Beendigung des Polenfeldzuges zum Reich wieder zurückgekehrten Volksgenossen dieses Gebietes. Eindringlich stellte er ihnen vor Augen, daß sie selbst in jüngster Vergangenheit Zeugen des überlegenen staatsmännischen Genies des Führers geworden seien. Das deutsche Volk aber stehe fest und unerschütterlich hinter diesem Mann, seinen Zielen und seinen Ideen.

Mit einem Vertrauen ohnegleichen schaue es auf ihn und sei es bereit, seine Befehle gehorsam durchzuführen. Die alten Nationalsozialisten hätten so oft Gelegenheit gehabt, diesen Mann in den kritischsten Stunden der Bewegung und des Reiches zu sehen, um ihn zu sein und ihm bei der Durchführung seiner Pläne zu helfen. Immer und immer wieder aber hätten sie mit tiefer innerer Bewunderung feststellen können, daß er am Ende stets recht behielt.

So werde es auch hier sein. – Gläubiges Vertrauen äußerte sich in den tosenden Beifallskundgebungen, die in diesem Teil der Rede fast jeden Satz des Ministers begleiteten.

Dr. Goebbels beendete seine mitreißenden Ausführungen mit den Worten: So laßt uns denn als deutsche Männer und Frauen glauben, gehorchen, arbeiten und kämpfen.

Dieses Volk der achtzig Millionen muß und wird in diesem Schicksalskampf siegen. Dann werden sich die Opfer, die das deutsche Volk gebracht hat, lohnen, und über uns wird neu der Lorbeer des Sieges erglänzen. So wollen wir also treu und gehorsam in guten wie in bösen Stunden hinter dem Führer stehen und ihm wie so oft zurufen: Befiehl, wir folgen!

Acht Todesurteile in Posen

Sühne für die feige Ermordung notgelandeter deutscher Flieger

Unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Münstermann wurde vor dem Sondergericht in Posen der Prozeß gegen mehrere Polen durchgeführt, die sich zu Beginn des Krieges in verabscheuungswürdigster Weise gegen einen tödlich abgestürzten und zwei weitere schwerverwundete deutsche Flieger vergangen hatten. Dieser Fall hob sich aus der Masse der bereits abgeurteilten und noch der Sühne harrenden Fälle deshalb hervor, weil er wieder einmal mit besonderer Dringlichkeit die Folgen englischer Hetzpolitik zeigte und weiter erneut die ganze Minderwertigkeit des polnischen Volkscharakters vor Augen führt.

Die Ermittlungstätigkeit wurde dadurch gefördert, daß diesmal nicht, wie sonst meist, nur stumme Opfer anklagten, sondern zwei unmittelbar Beteiligte: Leutnant Dr. P. und Feldwebel H. Die beiden hatten am 2. September gemeinsam mit zwei Kameraden, Oberleutnant W. und Unteroffizier N., einen Aufklärungsflug in Richtung Posen unternommen. Zwischen Morosti und Glinienko (jetzt Nordheim und Erdmannsdorf) wurde die Maschine von einem polnischen Gegner angegriffen. Das Unglück wollte es, daß sie in Brand geriet, nachdem Unteroffizier N., Feldwebel H. und Leutnant Dr. P. durch feindliche Maschinengewehrtreffer schwere Verwundungen erlitten hatten. Sich gegenseitig Hilfe leistend, sprangen alle, so gut es ihre Verwundungen erlaubten, aus der brennenden Maschine.

Der „ritterliche" Gegner aber wendete und gab nun noch eine Salve auf die verwundeten deutschen Flieger ab. Dieses für die ganze polnische Fliegerei beschämende Verhalten wurde durch die polnische Zivilbevölkerung, herbeieilendes Militär und Polizeibeamte an feiger Grausamkeit noch überboten. Mit erregtem Geheul stürmten polnische Dorfbewohner auf die Stellen zu, wo die Flieger zur Erde niederkamen. Unteroffizier N. war bereits tot, als er unten ankam; wahrscheinlich hatte ihm der polnische Flieger beim Niederschweben den tödlichen Schuß versetzt. Eine Horde von Teufeln umringte seinen Leichnam, wilde Verwünschungen ausstoßend.

Der Hauptangeklagte, der 29jährige Bronislaw Luczak, tanzte wie ein Irrer um den Toten herum, hob ihn hoch und schleuderte ihn umher. „Seht doch nur, was er für einen hohlen Kopf hat!" rief dieser Unmensch dabei den Umstehenden unter höhnischem Gelächter zu. Was dann geschah, war nicht die Ausgeburt einer infernalischen Phantasie, sondern eine durch Zeugenaussagen und die Geständnisse der Angeklagten erhärtete Tatsache. Luczak begann mit beiden Füßen auf dem Gehirn des Gefallenen herumzutrampeln, das Gesicht zu einem teuflischen Grinsen verzogen. Das übrige Gesindel fledderte den Leichnam bis auf das Letzte aus. Sogar die Knöpfe und die Tressen wurden dem Toten abgerissen. Einer der Angeklagten, ein erst achtzehnjähriger Bursche, zerrte mit den Worten: „Laß los, du verfluchter Hund!" dem Gefallenen den Siegelring vom Finger.

Erschütternder Leidensweg

„Wir hätten es vielleicht nicht so toll getrieben", bekannte einer der an diesem entsetzlichen Treiben beteiligten Angeklagten, „wenn nicht polnische Offiziere und Polizeibeamte uns direkt aufgefordert hätten, dem Toten seine Sachen zu nehmen!" Nachdem die Meute sich genügend ausgetobt hatte, stürmte sie weiter dem nächsten Opfer zu. Es war Leutnant Dr. P., der mit einem Schenkelschuß auf dem Boden angekommen und infolge Blutverlust sehr geschwächt war. Er wurde hochgerissen, und nun begann ein erschütternder Leidensweg dieses tapferen Soldaten. Seine Peiniger schleppten den halb Bewußtlosen bis zur Schule, und auf dieser kurzen Strecke hagelten furchtbare Schläge auf den Bedauernswerten hernieder.

Besonders die angeklagten Frauen gebärdeten sich wie die Furien. Die 23jährige Martha Bufzka sprang auf den Wehrlosen zu und schlug ihm so heftig mit ihrem Holzpantoffel ins Gesicht, daß ihm die Lippen aufplatzten. Dabei stieß sie die unflätigsten Schimpfworte aus. Die 29jährige Pelagia Dobrzyskowska bearbeitete den deutschen Flieger mit einem Spaten, während die 48jährige Josefa Ratayczak ihm Stöße mit einer eisernen Harke versetzte. Der 25jährige Johann Lipinski rühmte sich nachher damit, daß er den Gefangenen so geschlagen habe, daß seine Heugabel dabei zerbrochen sei.

Mit blutüberströmtem Gesicht, ebenfalls völlig ausgeplündert, wurde Leutnant P. schließlich wie ein gemeiner Verbrecher gefesselt und abtransportiert. Allerdings nur zu dem Zweck wurde ihm das Leben gelassen, weil man aus ihm Mitteilungen über die deutschen Truppenbewegungen herauspressen wollte. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß dieser Versuch scheiterte. Nach weiteren qualvollen Leiden, und nachdem er von Ort zu Ort geschleppt worden war, wurde Leutnant P. dann einige Wochen später von seinen siegreichen deutschen Kameraden befreit. Er hat glücklicherweise seine volle Gesundheit wiedererlangt und machte nunmehr, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, vor Gericht seine Aussage.

Wiedersehen im Gerichtssaal

Feldwebel H. — auch er trug das Eiserne Kreuz — war bei Nordheim niedergekommen und hatte einen Lungenstecksschuß davongetragen. „Sie haben auf mich eingeschlagen, daß es nur so hagelte", erzählte er vor Gericht, „und gelassen haben sie mir gar nichts! Krampfhaft hielt ich das Photo meiner Frau und ein Bild des Führers in der Hand, das einzige, was mir noch geblieben war." Aber als einer aus der Menge das Hitler-Bild entdeckte, regnete es Verwünschungen und neue Schläge. — „Du Schwein, verrecke!" riefen sie mir zu und stießen mich weiter. Ebenso wie Leutnant P. wurde auch Feldwebel H. von polnischer Militärpolizei gefesselt und auszuspionieren versucht. Mit seiner schweren Verwundung mußte er entblößten Oberkörpers eine ganze Nacht im Freien zubringen. Später nahmen ihn die vordringenden russischen Truppen in ihre Obhut und sorgten für seine Ueberführung zur deutschen Armee. Die Angeklagten, die bei den Mißhandlungen dieses Zeugen beteiligt waren, hätten es sich sicher nicht träumen lassen, daß sie hier ihr einstiges Opfer im Gerichtssaal, von der Anklagebank aus, wiedersehen würden.

Am Rande sei erwähnt, daß die beiden geretteten Flieger eine Verhandlungspause benutzten, um das Grab von Unteroffizier N. aufzusuchen, der auf dem Friedhof von Glinienko beigesetzt ist. Volksdeutsche hatten ihn begraben und seinen Hügel mit dem Propeller des abgeschossenen Flugzeuges geschmückt.

Oberleutnant W., der unverletzt gebliebene Flugzeugführer, war ebenfalls bei Erdmannsdorf niedergekommen. Er konnte zunächst die Flucht vor den polnischen Horden ergreifen. Nachforschungen nach seinem ferneren Schicksal haben ergeben, daß er in der Posener Zitadelle gefangen war. Seitdem fehlt jede Spur von ihm, aber die polnischen Offiziere, die ihn zuletzt vernommen hatten, sind in deutscher Hand, und es ist zu hoffen, daß bald näheres über das Los von Oberleutnant W. zu erfahren sein wird.

„Es gibt hier keine Gnade!" so rief Staatsanwalt Sommer am Schluß seines Plädoyers aus, nachdem er die ganzen erschütternden Vorgänge eingehend beleuchtet hatte. Das Gericht gab im wesentlichen seinen Strafanträgen statt. Der Hauptschuldige Luczak sowie die drei Frauen Bufzka, Dobrzyskowska und Ratayczak wurden zum Tode verurteilt. Die Todesstrafe wurde ferner erkannt gegen die Angeklagten Lipinski, Maciejewski, Cichoczewski und Josef Wroblewski. Je 15 Jahre Zuchthaus und 10 Jahre Ehrverlust erhielten der 19jährige Edmund Dubert und der 18 Jahre alte Mieczyslaw Klupsch. Zwei weitere Angeklagte, der 32 Jahre alte Stanislaus Rok und der 30jährige Johann Engler, wurden zu je 10 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. Der 19 Jahre alte Kasimir Misterski erhielt drei Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust.

Weitere Angeklagte wurden zu Gefängnisstrafen bis zu fünf Jahren verurteilt.

In zwei Stücke zerrissen

Norwegischer Dampfer nach Explosion gesunken.

In großer Aufmachung melden die Amsterdamer Blätter den Untergang des norwegischen Dampfers „Fagerheim" (1590 BRT.) in der Bucht von Biscaya. Die Blätter berichten, daß der Dampfer durch eine furchtbare Explosion in zwei Stücke zerrissen worden sei und daß man keine Zeit gehabt habe, Notsignale auszusenden. Der griechische Dampfer „Iris" habe einen Teil der Besatzung gerettet. Der norwegische Dampfer habe sich auf der Fahrt von Afrika nach England befunden.

Aus Trondheim wird gemeldet, daß der norwegische Dampfer „Enid" (1800 BRT.) nach einem vom Kapitän erhaltenen Telegramm in der Nähe der Shetlands-Inseln torpediert und versenkt wurde. Die aus 17 Mann bestehende Besatzung ist gerettet.

Britischer 20 000-Tonner beschädigt

Die „Duchess of York", die der Canadian Pacific Line gehört und 20 021 BRT. groß ist, lief beschädigt in einen englischen Hafen ein. Das Schiff war angeblich auf eine Sandbank gelaufen. Es mußte in ein Dock gebracht werden.

Der britische Dampfer „Cairnross" (5500 BRT.) ist an der Westküste Englands auf eine Mine gelaufen und gesunken. Die 48 Mann starke Besatzung konnte sich in Rettungsbooten in Sicherheit bringen. Weiter ist der englische Dampfer „Gracia" (5624 Tonnen) infolge einer Explosion unmittelbar nach der Ausfahrt aus einem Hafen an der Nordwestküste Englands gesunken. Die Besatzung ist gerettet.

In der Nordsee gesunken

Der griechische Dampfer „Asteria" (3313 BRT.) ist auf eine Mine in der Nordsee gelaufen und gesunken. Elf Ueberlebende und die Leiche eines weiteren Mitgliedes der 24köpfigen Besatzung wurden in einem Hafen an der Ostküste an Land gebracht. Die Ueberlebenden hatten sich in einem kleinen Boot 15 Stunden lang über Wasser gehalten. Man befürchtet, daß die übrigen 12 Mann der Besatzung und der englische Lotse ums Leben gekommen sind.

Das Schicksal einer holländischen Tjalk, die seit Oktober vermißt wird, scheint jetzt aufgeklärt zu sein. Das Schiff, das in Malmö Sprengstoff für eine holländische Waffenfabrik geladen hatte, wurde zuletzt auf seiner Reise von Schweden nach Holland im Skagerrak gesehen. Später wurde am Strand der dänischen Insel Fanö eine Kiste mit Sprengstoff angeschwemmt. Es dürfte sich um ein Stück der Ladung des Schiffes gehandelt haben. Man nimmt daher jetzt als sicher an, daß die Tjalk mit ihrer Besatzung von 10 bis 12 Mann in der Nordsee untergegangen ist.

Die Folgen des Tonnageverlustes

Wie der parlamentarische Korrespondent der „Times" annimmt, würden die Anforderungen an die englische Schiffahrt für Kriegszwecke steigen. Es sei daher wahrscheinlich, daß man in naher Zukunft die nicht wichtigen Einfuhren drastisch senken müsse, um an Frachtraum zu sparen. Außerdem müßte der Schiffsbau erheblich erweitert werden. Damit würden Fragen akut, wie die, ob der Bau von Kriegs- oder Handelsschiffen den Vorrang habe. Außerdem brauche man eine große Anzahl gelernter Arbeiter. Dieses Arbeiterproblem werde wahrscheinlich größere Schwierigkeiten bereiten.

44,5 Millionen Einwohner in Italien

Die Bevölkerung Italiens belief sich am 31. Dezember auf 44 530 000 Einwohner gegen 44 080 000 im Vorjahr. Die Zahl der Lebendgeborenen betrug 1939 1 037 000 gegen 1 034 000 im Vorjahr. Die Zahl der Toten wies mit 586 000 gegenüber 607 000 einen Rückgang von 21 000 gegenüber dem Vorjahr auf.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 20. Januar 1940.

Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und befehlen. Nietzsche.

21. Januar.

1804: Der Maler Moritz von Schwind geb. (gest. 1871). — 1815: Der Dichter Matthias Claudius gest. (geb. 1740). — 1851: Der Tondichter Albert Lortzing gest. (geb. 1801). — 1867: Der Schriftsteller Ludwig Thoma geb. (gest. 1921). — 1872: Der Dichter Franz Grillparzer gest. (geb. 1791). — 1934: Der Baumeister Paul Ludwig Troost gest. (geb. 1878).

Sonne: A.: 7.59, U.: 16.24; Mond: U.: 4.16, A.: 13.11.

Das liegt im Wesen des vollkommenen Charakters, daß man jeden Tag als seinen letzten verbringt und weder tobt noch stumpf ist noch heuchelt. Marc Aurel.

22. Januar.

1729: Der Dichter Gotthold Ephraim Lessing geb. (gest. 1781). — 1850: Der General der Infanterie und preußische Staatsrat Karl Litzmann geb. (gest. 1936).

Sonne: A.: 7.58, U.: 16.26; Mond: U.: 5.16, A.: 14.06.

Ein Mann ist nur der, der als Mann sich auch wehrt und verteidigt, und ein Volk ist nur das, das bereit ist — wenn notwendig — als Volk auf die Walstatt zu treten. Dies ist nicht Militarismus, sondern Selbsterhaltung. Adolf Hitler.

23. Januar.

1002: Otto III., römisch-deutscher Kaiser, gest. (geb. 980). — 1840: Der Physiker und Sozialpolitiker Ernst Abbe geb. (gest. 1905). — 1930: Dr. Wilhelm Frick wird Innen- und Volksbildungsminister in Thüringen, der erste nationalsozialistische Länderminister.

Sonne: A.: 7.57, U.: 16.27; Mond: U.: 6.10, A.: 15.11.

Nicht fragen, sondern glauben!

Es gibt Menschen, die einen mit Fragen geradezu belästigen. Sie können sich nicht mit den Tatsachen begnügen, so wie sie nun einmal gegeben sind, sondern sie suchen hinter allen Dingen noch etwas Geheimnisvolles oder Zweifelhaftes und leben in ihrer Fragesucht in einer Unsicherheit dahin, die man bedauern könnte, wenn sie nicht so dumm wäre. Dieses törichte Fragen und Suchen ist ein Mangel an Glauben. Wer sich über seine großen Gefühle und Gedanken im klaren ist, wird über die kleinen Dinge des Alltags nicht stolpern, sondern alle kleinlichen Hindernisse und Hemmnisse wegräumen mit der Kraft der Seele, die sich von ihrem Ziele nicht abbringen läßt. Seid gläubig und stark, blickt vorwärts in dem einzigen Ge-

Beilage zu Nr. 9 der „Brockauer Zeitung“
Sonnabend, den 20. Januar 1940.

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

12] Nachdruck verboten

5.

„Schade, daß Blacky nicht hier ist!“

Das Schwälbchen deutet nickend auf die auf der Platte liegenden Gräten, an denen eine tüchtige Portion Haut und weißes leckeres Fischfleisch haftet.

„Das wäre ein Göttermahl für den Mohrensohn!“

Jürgen Bergholter, der seiner Braut an einem der kleinen Tische in der Honoratiorenstube des „Deutschen Hauses“ gegenübersitzt, lacht leise:

„Als Postpaket hinschicken läßt es sich leider nicht.“

„Das arme Waisenkind! — Du bist überzeugt, daß Frau Schiele sich um ihn kümmert, solange du weg bist, damit er nicht ganz verwildert?“

„Ich habe es ihr wenigstens auf die Seele gebunden. Sie kann sich dafür auch alle Johannisbeeren pflücken.“

„Die hast du noch nicht abgenommen?“ Lotte sieht aus, als würde sie am liebsten die Hände zusammenschlagen.

Ueber des Doktors mageres Gesicht fliegt ein grämlicher Zug.

„Habe ich nicht!“ gibt er leicht gereizt zu. „Ich hatte keine Zeit — — — und dann war auch kein Zucker zum Einkochen da.“

„Und kein Geld, um Zucker zu kaufen“, ergänzt das Schwälbchen im stillen. In den letzten Jahren hat sie sich um diese Dinge gekümmert, so gut es gehen wollte.

Er sieht zu ihr hinüber.

„Können wir gehen?“

Es klingt ungeduldig. Er sitzt nicht gern lange bei Tisch.

„Aber ja!“ Das Schwälbchen ist erschrocken und ein bißchen schuldbewußt, weil sie nicht daran gedacht hat. Andererseits kann und kann sie es sich nicht verkneifen, ihn, während sie artig aufsteht, ein bißchen zu necken, wie ein kleiner, frecher Spatz aus lauter Uebermut und Gliederfreude um einen würdigen Storch herumhüpfen mag. „Alter Tyrann, du!“ beschimpft sie ihn halblaut.

„Was soll das? Nicht albern sein!“ Er muß sich in der gleichfalls halblaut erfolgenden Zurechtweisung unterbrechen, denn gleich wird der Wirt am Tisch angelangt sein.

Das Schwälbchen sieht zu, wie ihr Liebster die Zeche begleicht. Sie ist nicht aufgebracht über seine Nörgelei. Im Gegenteil! Ohne ein wenig Schulmeisterei wäre es einfach nicht ihr lieber, alter Jürgen.

„Du weißt, daß ich das Herumtrödeln nicht leiden kann!“ Wie oft hat sie das zu hören bekommen! — Ihr kommt auf einmal zum Bewußtsein, wie sehr es ihr in diesen letzten beiden Monaten gefehlt hat.

Zwei Monate lang hat sie ihn nicht gesehen!

Sie muß tief, tief Atem holen vor Freude, daß die Sonne scheint, daß die Welt so schön ist, daß er wirklich gekommen ist und sie mit ihm gemeinsam durch die malerischen Gassen und die Spitzwegwinkel der alten mecklenburgischen Stadt streifen darf, wie sie es vor ihrer Einkehr in die freundlich-saubere Gaststätte unweit des Marktplatzes bereits geraume Zeit getan haben.

Als sie draußen auf der Straße stehen, hängt sie sich in seinen Arm.

„Hast du die Gipsbüste vom Turnvater Jahn gesehen und den Wandspruch über dem Vereinsstammtisch?“

Sie sind wettergegangen. Ein schmales, abschüssig zum „Tiefwaren“ hinabführendes Nebengäßchen tut sich auf.

„Sieh bloß: all die ‚Spione‘ an den Fenstern! ‚Amalie Witte, Leichenbekleiderin‘“, buchstabiert sie gleich darauf. „Dort drüben das Türschild, Jürgen! Kannst du es lesen? Wie feierlich das klingt!“ Sie seufzt. „Hier muß es sich gut sterben lassen.“

„Närrchen!“ Er preßt kaum merklich ihren Arm. „Bis zum Sterben ist's, will's Gott, noch lange hin.“

Sie nickt. Sie hat nicht ernstlich an den Tod gedacht, heute vielleicht weniger als je. Vielmehr ist es gerade die tiefe, glückselige Heiterkeit der Stunde, die ihr den Gedanken an den Tod in einer volksliedhaften Rührung eingegeben hat, die ein bißchen unecht ist und zugleich doch von erdentiefer, unbewußter Weisheit.

Durch den leichten Stoff des Sommerkleides spürt sie seine Körperwärme wie eine Bürgschaft des Glückes, ein inbrünstig-stummes Gelöbnis, daß sie erst miteinander leben wollen, ehe ihr Erdentag sich dem Ende zuneigt.

Wie von selbst lenken ihre Schritte sich erneut dem Ufer der Müritz zu, die von allen Herrlichkeiten der bezaubernden alten Stadt doch das Schönste und Unvergeßlichste bleibt. — Sommergäste und Einheimische genießen den Sommertag in den Anlagen längs des Sees, gehen auf den gepflegten sauberen Wegen oder blicken von Bänken und Landungssteg aus auf das Wasser hinaus, zum jenseitigen Ufer der schmalen Bucht hinüber. Flinke Boote besorgen die Ueberfahrt dorthin, zu den „Ecktannen“, die man auch „zu Lande“ erreichen kann, am gemauerten Kai mit den stattlichen Speichern, Kränen und Hafenanlagen entlang.

Möwen schwingen sich in scharfgeschnittenen Kurven auf und nieder, schaukeln sich auf den Wellen des ewig bewegten Binnenmeeres, das den größten rein deutschen See darstellt und dem Bodensee, der ja nur zum Teil „deutsch“ ist, an Ausdehnung nur wenig nachsteht. Auch an landschaftlicher Schönheit, wenngleich diese freilich von anderer Eigenart ist.

Die Wellen glucksen gegen die Pfähle und Bretter der Brücke. Es riecht nach nassem Holz, nach nassen, sonnenwarmen Tauen, nach Teer und Oel und Eisen. Bläßhühner schwimmen, zu einer kleinen Flottille zusammengeschlossen, unweit des Landes auf der glatten Fläche einer stilleren Stelle dahin. Ihre klugen, lebhaften, exotisch anmutenden Köpfe mit der geblähten Backenhaube und den grellroten Zeichen sind in immerwährender Bewegung, bald nach links, bald nach rechts gewandt, kleine Teufelshörner-Federbüschel an der mit einem weißen Mal versehenen schwarzen Stirn. Fast könnten sie an Köpfe einer Kobra erinnern, wäre nicht des Auges Wärme und die zierlich-schlanke Steilheit des gerade aufgerichteten Periskophalses, der kein Winden und Biegen kennt, sondern, ist Gefahr im Verzuge, blitzschnell in die Tiefe hinabtaucht.

Grün steht das junge Schilf. In seinem Dickicht haben die Lietzen ihre Nester, an schwanken Halmen hängt des Rohrsperlings Kinderstube. Auch die wilden Enten brüten im Schilf. Der Fischadler stellt ihnen allen nach, der grimme, gefiederte Seekönig, der wie der Uhu in den wundervollen, stillen Wäldern der Müritz noch immer horstet.

Kleine, fingerlange Fischlein spielen in dichten Scharen in dem von den Sonnenstrahlen durchleuchteten seichten Wasser.

Ein gutes Stück weit kann man hinabblicken, doch nicht bis zum Grund, wo es Bernstein gibt wie sonst nur an der offenen See und wo die Seehexe wohnt, die die alten heidnischen Zeiten erlebt hat.

Drüben, an der Einfahrt zum Elde-Kanal, hat die große Schlacht getobt, in der die Mannen Ottos des Großen über die Wendenfürsten siegten. Von da ab haben die Priester nur noch heimlich opfern dürfen.

Aber einige der uralten Götterbäume stehen bis auf diesen Tag, und die Sage weiß von dem Bauern zu berichten, der einen ihn morsch dünkenden Ast vollends abbrach, um das billige Brennholz heim in seine Kate zu tragen, und der unter der immer schwerer werdenden Last mitten auf dem Wege innehielt und der Stimme gehorchte, die ihm befahl, den gestohlenen Ast dorthin zurückzutragen, woher er ihn genommen.

Heilig waren die alten Bäume, gefeit wie die Wirbel und Untiefen des Sees, die die Geheimnisse der Tiefe hüten und den habgierig Vorwitzigen, der den drunten liegenden goldenen Kessel zu heben versucht, für immer hinabziehen in die Arme der Heidenfrau, der die Diener des neuen Gottes den Hexennamen gaben.

Frohe Menschen kommen und gehen. Wimpel flattern, von dem Karussell am Kai wehen Musikklänge herüber. Die Ueberfahrtglocke läutet.

„Wollen wir, Jürgen?“

Er sieht auf die Uhr. Vier Stunden noch bis zum Abgang des Zuges.

„Wenn du meinst?“

Sie kann es kaum erwarten, bis das Motorboot, das von den „Ecktannen“ kommt, endlich hier sein wird. Schon sammeln sich Leute, die gleich ihnen die Ueberfahrt machen wollen, zu einer kleinen Schar, drängeln sich, schubsen einander.

Das Schwälbchen schubst unauffällig tapfer mit: aber von dem hierin wie in vielen Dingen weit weniger robust veranlagten Jürgen verständnislos im Stich gelassen, hat es kein Glück und wird immer weiter vom Vorderrand der Anlegebrücke zurückgedrängt.

Empört macht sie ihren Gefühlen Luft:

„Das Ganze können sie einem verderben, die ekelhaften Menschen!“

Doktor Bergholter stimmt völlig mit ihr überein. Ansammlungen sind ihm von jeher widerwärtig gewesen. Ihm wäre es recht, wenn sie die Ueberfahrt aufgäben.

Schon will er Lotte darauf hinweisen, daß es auf dem Stadtufer ja wunderschön ist, als ein großes Motorsegelboot am Seitensteg der Brücke anmacht.

Des Schwälbchens flinke Augen erspähen ein Schild, das verkündet, die Stunde Segeln koste für jede Person fünfzig Pfennige.

„O Jürgen — fünfzig Pfennige! Eine ganze Stunde lang! Segeln!“

Er schwankt. Es wäre herrlich...

Einstweilen erkundigt er sich bei dem Schiffer und Bootseigentümer nach den näheren Bedingungen. Das Schwälbchen wartet derweil auf alle Fälle weiter auf das nun ganz nahe Motorboot.

Aber ihre Augen sind bei Jürgen, der mit dem Schiffer verhandelt. Sie sieht ihn die Achseln zucken, und ihr eigenes Herz sinkt.

„Es muß gewartet werden, bis eine Gesellschaft beisammen ist, sonst lohnt es sich für den Mann nicht“, gibt er Bescheid.

„Du siehst ...“

Das Schwälbchen sieht wohl, daß sein schöner Plan gefährdet scheint; aber es sieht ganz und gar nicht ein, warum es sogleich die Waffen strecken soll.

Entschlossen geht sie selber zu dem Segler hinüber, während hinter ihr das Motorboot anlegt und sich raschestens mit Passagieren füllt. Doktor Bergholter, der vergaß, daß er zum Bleiben raten wollte, beobachtet es mit stiller Wut.

„Lotte! Wo bleibst du? — Bitte! Ein bißchen plötzlich!“

Ein strahlendes Schwälbchen kehrt sich um.

„Er macht es. — Nicht wahr, Herr Prehn?“

So heißt der Bootseigentümer, dessen Namen sie überraschenderweise während der Minute ihrer eigenen „Unterhandlung“ mit ihm erfahren hat.

„Er sagt, es sieht sowieso nach Gewitter aus. Da hat es für ihn nicht viel Zweck, zu warten, bis sich mehrere Leute gefunden haben, das kann eine Zeit dauern und dann ist es vielleicht unmöglich geworden, auf den See hinauszufahren. Eine Mark ist besser als gar nichts, nicht wahr, Herr Prehn? Darum können wir beide allein mit ihm fahren.“

Sie läßt sich wahrhaftig schon von dem Schiffer, der sich an den Segeln zu schaffen macht, ins Boot hineinhelfen.

Jürgen Bergholter stammt von der Waterkant. Etwas wie ein elektrischer Schlag durchfährt ihn in dem Augenblick, als das Haltetau gelöst ist und sie vom Steg abtreiben, ohne daß Ruder- oder Motorenkraft tätig ist. Nur der Segler kennt dieses unbeschreibliche Gefühl, das dem ersten Zug aus langentbehrter Zigarette, dem nie wiederkehrenden, einmaligen Wunder des ersten Kusses gleicht.

Sie gleiten. Jetzt faßt der Wind! Mit einem Ruck schwenkt das Segel, füllt sich prall. Es rauscht um den durchs Wasser schneidenden Kiel, im Holz knarrt es, leise klatschen Taue gegen den Mast.

Wie schön — oh, wie schön!

Vom Steven aus manövriert Prehn, die Leinen in Händen, die kurze Pfeife im Mundwinkel. Sachverständig sieht Doktor Bergholter ihm zu.

„Ein feines Schiff! Es gehört Ihnen?“

Der blonde, hübsche Mensch nickt stolz.

„Allemal. — Hat auch eine hübsche Stange Geld gekostet.“

„Ich glaub's.“

Bergholters Blick fällt auf ein am Schwertkasten angebrachtes Schild: „Bitte nicht als Fußstütze zu benutzen!“ Er lacht kurz.

„Ist es die Möglichkeit!“

Der Schiffseigentümer schiebt die Pfeife in den anderen Mundwinkel. Er weiß, worauf der Ausruf des Herrn abzielt.

„Ob es die Möglichkeit ist!“ bestätigt er trocken. „Sie glauben ja nicht, Herr, was für Leute man so mit der Zeit zu sehen bekommt — und was man mit ihnen erleben kann!“

Stumm folgt Lotte der Unterhaltung. Sie hat keine Ahnung davon, was ein „Schwertkasten“ bedeutet, und hätte vielleicht in aller Arglosigkeit ebenfalls fertigbekommen, zu glauben, der schmale, hochkant aufragende „Kasten“ sei eigens dazu da, daß man bequem die Füße gegen ihm stemmen könne, wenn das Schiff, wie eben jetzt, sich auf Seite legt.

Wasserspiegel und Bordrand scheinen in gleicher Höhe. Ein Tropfenregen sprüht über die beiden auf der „hinabtauchenden“ Längswand sitzenden Passagiere hin.

Das Schwälbchen hält sich tapfer. Wie wundervoll, pfeilschnell dahinzuschießen! Ihr Gesicht unter dem im Winde flatternden Haar leuchtet entzückt. Beide Männer sehen es. Landratte oder nicht — zum Segeln muß man geboren sein; Charakter und Nerven, nicht Kenntnis „nautischer“ Einzelheiten, nicht der Sportanzug gar macht den echten Seglergeist aus! Lotte hat ihn.

Jürgen behält seine frohe Anerkennung für sich, der Schiffer aber verspürt das zwingende Bedürfnis, kräftig über die Bordwand ins Wasser zu spucken, nachdem er die Pfeife aus dem Mund genommen hat.

Das ist doch einmal ein Paar nach seinem Herzen!

Sie sind in der kurzen Zeit bereits weit vom Lande abgekommen und fast aus dem „Hals“ heraus, wie die schmal ins Land hineinleckende Bucht heißt, an deren beiden Seiten Waren liegt, hüben die eigentliche Stadt, drüben die Villen des Badeortes.

Unvergleichlich eindrucksvoll hebt sich die malerische Schar der um den hochragenden Dom mit dem trutzig stumpfen Turm gedrängten Häuser am Horizont ab, auf engstem Raum die Silhouette einer von mittelalterlicher Romantik umwobenen Hafenfestung, wie sie nicht schöner gedacht werden kann.

Vom anderen Ufer, an dem die zu den Freibädern führende Promenade zwischen Wald und Strand verläuft, rufen die Rohrspatzen aus dem Schilf, unaufhörlich, unermüdlich.

„Korre — korre — kiek, kiek, kiek!“

„Ich möchte zu gern mal einen sehen!“ wünscht Lotte träumerisch.

Der Schiffer lacht wohlwollend.

„Das hat schon mancher gewollt, Fräulein. Aber so wenig man die Herrschaften überhören kann, so schwer ist es, einen von der Gesellschaft zu Gesicht zu bekommen.“

Das Seezeichen auf der Molenspitze am Eingang zum Elde-Kanal wird sichtbar. Von der Karte her weiß das Schwälbchen, daß die schmale Wasserrinne in einen anderen See führt, von dem man — immer auf dem Wasserwege — in den Plauer See gelangt. Zahlreiche Postkarten in den Schaufenstern des Städtchens halten die Schönheiten der stillen Buchten mit ihrem herrlichen Buchenbestand und ihren schwimmenden Seerosen fest.

„Sie haben doch einen Motor an Bord, Herr Prehn, nicht wahr? — Können wir nicht ein Stückchen die Elde hinauffahren?“

(Fortsetzung folgt)

Hans Haberlands Heimkehr

Roman von Thea Malten

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(1. Fortsetzung.)

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Hans Haberland, der jahrelang in Amerika gelebt und dort als Ingenieur Eisenbahnen gebaut hat, fährt in die Heimat zurück. Die Stieftochter seines Bruders hat ihm geschrieben, daß die väterliche Fabrik, die von dem Bruder geführt wird, ihn braucht. Im fremden Land hat Haberland viele Erfolge gehabt, aber immer verfolgte er die Entwicklung des väterlichen Unternehmens, das ihm ans Herz gewachsen ist. Nach dem Tode des Vaters hat er die Fabrik gemeinsam mit seinem Bruder Karl geleitet, da er jedoch mit ihm nicht zusammenarbeiten konnte, ging er in die Welt. Der Brief findet ihn sofort bereit. Ohne Rücksicht auf seine glänzenden Aussichten als gesuchter Ingenieur löst er seine Verpflichtungen und schifft sich in New York ein. Auf dem gleichen Dampfer fährt der englische Eisenbahnkönig Lord Clifford nach England. Der Kapitän des Schiffes ist ein Onkel von Hans Haberland. Er hat den prominenten Fahrgast zu einem Abendessen eingeladen in der Absicht, seinen Neffen mit dem Lord bekannt zu machen. Der Kapitän und Hans Haberland warten im Speisezimmer, der Onkel verrät seinem Neffen, daß Clifford großes Interesse hat, den deutschen Eisenbahningenieur kennenzulernen.

Das Gespräch wird durch das Erscheinen Lord Cliffords, gefolgt von seinen beiden Begleitern, unterbrochen. Kapitän Tiedemann geht seinem prominenten Passagier ein paar Schritte entgegen, um ihn gebührend zu empfangen, und macht dann die Herren miteinander bekannt. Lord Clifford reicht Hans Haberland seine lange, gelbe Hand. Auch sein Gesicht ist lang und gelb. Der Blick, der den jungen Ingenieur trifft, ist so ausdruckslos, daß Hans Haberland unwillkürlich an den von seinem Verwandten vorhin erwähnten toten Walfisch denken muß und den Vergleich nicht unangebracht findet.

Die Herren nehmen Platz. Als Hans Haberland sich an Mr. Whitefield, seinen Berufsgenossen, wenden will, erkennt er an dessen grünlichbleichem Gesicht, daß seine Stunden gezählt sind. Nur seine Erziehung und eiserne Selbstbeherrschung ermöglichen es ihm, die Mahlzeit in guter Haltung zu überstehen, ohne daß er indessen vermag, einen Bissen seinen Lippen nahe zu bringen. Armer Kerl! denkt Hans Haberland und läßt ihn in Ruhe. Dem Privatsekretär scheint das Rollen des Schiffes ebenfalls nicht angenehm zu sein. Er erkundigt sich, ob mit einer baldigen Besserung des Wetters zu rechnen sei, und wird sichtlich niedergeschlagen, als Kapitän Tiedemann ihm keine tröstliche Auskunft zu geben vermag.

Hans Haberland ißt und trinkt, unbekümmert um Sturm und Wellengang. Auch Lord Clifford scheint wenig beeinflußt von der Wetterlage. Er richtet seine tiefliegenden Augen auf den jungen Deutschen und sagt:

„Mr. Haberland, wenn ich recht verstanden habe, Sie sind doch der Ingenieur, der seinerzeit beim Bau der Mandschulinie tätig war und die Affäre mit der chinesischen Räuberbande hatte?"

Hans Haberland lacht. „Es waren tolle Kerls. Aber nachdem wir ihren Häuptling an den nächsten Baum gehängt hatten, wurden sie bedeutend zahmer."

„Sie haben dann die Leute gezwungen, mitzuarbeiten. Die Zeitungen waren voll davon."

„Ich hatte durch das gelbe Fieber große Verluste unter meinen Kulis gehabt", sagt Hans Haberland entschuldigend. „Ersatz war nicht so rasch zu beschaffen. Da kamen mir die Herren Räuber sehr gelegen, und ich muß sagen, sie waren keine schlechten Arbeiter, wenn man auch mit der geladenen Pistole neben ihnen stehen mußte. Nachher boten sie mir die frei gewordene Stelle ihres Häuptlings an, aber ich mußte leider dankend ablehnen."

Lord Clifford stößt ein kurzes, trockenes Lachen aus, in das Kapitän Tiedemann dröhnend einstimmt, während Mr. Whitefield und Mr. Stone nur noch imstande sind, höflich die Lippen zu verziehen.

Hans Haberland findet, daß man genug von ihm gesprochen habe, er lenkt das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Es ist ihm bekannt, daß Clifford in Amerika wichtige Verhandlungen geführt hat um den Plan einer Eisenbahnlinie durch das Innere Tibets. Es ist ein gigantisches Projekt. Aber niemand traute dem alten Fuchs, der den gerissensten Finanzgrößen gewachsen war und es immer verstand, sich den Löwenanteil am Geschäft zu sichern.

Natürlich ist Hans Haberland viel zu vorsichtig, um auf die nur den Eingeweihten bekannten Vorgänge anzuspielen. Er fragt mit harmloser Miene nach Lord Cliffords Eindrücken von Amerika und hofft, aus den Worten des Eisenbahnkönigs allerhand Wissenswertes herauszuhören. Doch der alte Diplomat weiß den jungen Ingenieur geschickt auf dessen eigene Erlebnisse zu bringen.

„Wie kommt es, daß Sie im Maschinenbau und im Streckenbau gearbeitet haben? Was ist eigentlich Ihr Fach?" fragte er den jungen Mann zwischendurch.

„Von Hause aus bin ich Maschinenbauingenieur, und der Lokomotivbau ist meine eigentliche Liebe", gibt Hans Haberland bereitwillig Auskunft. „Darin habe ich auch zuletzt bei den Merringtons gearbeitet. Aber als ich zuerst als junger Dachs in die Welt hinauskam, wurde ich zufällig zum Streckenbau verschlagen. Ein bißchen verstand ich schon davon, weil ich es als Nebenstudium auch betrieben hatte. Nun hieß es ‚mach es' — und ‚ich machte es' und eignete mir nach und nach die Praxis an."

Nach Beendigung der Mahlzeit verabschiedet sich Lord Clifford mit einem „Hoffe, Sie wiederzusehen!" von dem jungen Mann. Kapitän Tiedemann strahlt. „Junge, Junge! Da hättest du Chancen!" versichert er. „Den Mann halte dir warm! Wer weiß, wie nötig du ihn noch brauchen kannst!"

In der Nacht nahm der Sturm noch an Heftigkeit zu. Nun dämmert der Morgen trübe herauf. Durch das Bullauge sieht Hans Haberland die schaumgekrönten Wogen und beschließt, sich noch einmal auf die andere Seite zu legen, als es an seine Tür klopft und der Steward mit einem Brief hereinkommt.

Nicht sehr begeistert über die Störung, öffnet Hans Haberland das Schreiben, auf das der Steward Antwort zu bringen beauftragt ist. Doch kaum hat er es gelesen, als er mit beiden Beinen aus dem Bette springt. Die wenigen Zeilen lauten: „Lieber Herr! Meine beiden Leute sind arbeitsunfähig. Können Sie in einer halben Stunde bei mir sein? Clifford."

„Bestellen Sie Seiner Lordschaft, ich werde kommen!"

Der Steward verschwindet. Nun rasch ins Badezimmer, abgebraust, rasiert und das inzwischen bestellte Frühstück einverleibt. Donnerwetter! Donnerwetter! Wenn man dem Mann jetzt zeigen könnte, daß man seine Sache versteht! Riesenhafte Möglichkeiten steigen vor Hans Haberlands Augen auf. Das Tibetprojekt, und er selbst an der Spitze! Ein Leben voller Abenteuer und Arbeit, voll tollster Entbehrungen und tollstem Ueberfluß. Ein Dasein, in dem man blitzschnelle Entschlüsse fassen muß, von denen Sein und Nichtsein abhängt. Ach, wie liebt er den Kampf, das atemraubende Ringen um den Sieg, für den es gilt, alles in die Waagschale zu werfen, was ein Mann an Kräften des Körpers und des Geistes besitzt — ein Mann wie er — jawohl, wie er!

Hans Haberland reckt sich und breitet die Arme aus. Dabei knistert es in seiner Brusttasche — es ist der Brief von Cordula, seines Bruders Stieftochter. Da kehrt er in die Wirklichkeit zurück und läßt die Arme sinken.

Die bunte Freude verschwindet. Er fährt ja nach Deutschland, um in einer kleinen Provinzstadt einer kleinen landwirtschaftlichen Maschinenfabrik, die sich in Schwierigkeiten befindet, wieder auf die Beine zu helfen. Aber es sind Heimat und Pflicht, die ihn rufen. Ein Schuft wäre er, wenn er den Ruf überhörte! —

Zeichnung: Harder — M.

Hans Haberlands Augen bleiben an dem Bild hängen. Es ist also richtig, daß Lord Clifford stets mit einem Bild seiner Tochter reist.

Wenige Minuten darauf steht Hans Haberland im Arbeitszimmer Lord Cliffords, in das der Kammerdiener ihn geführt hat. Es ist ein prächtiger Raum mit Holztäfelungen und kostbaren antiken Möbeln. Lord Clifford bewohnt auf dem Schiff eine Zimmerfolge, die ein kleines Reich für sich darstellt.

Seine Lordschaft glänzt zunächst durch Abwesenheit. Das Schiff schaukelt heftig, die Maschinen stampfen und stöhnen. Hans Haberland steuert auf den nächsten Sessel zu. Alles Gerät auf der Platte ist angeschraubt, auch das große Bild im silbernen Rahmen, das in der Mitte steht. Hans Haberlands Augen bleiben an dem Bild hängen. Es ist also richtig, daß Lord Clifford, der sonst bekanntermaßen nicht an Gefühlsüberschwang leidet, stets mit einem Bild seiner Tochter reist.

Es ist kein Lichtbild, sondern eine sehr zarte und feine Pastellmalerei. Hans Haberland betrachtet sie und schüttelt den Kopf. Man erzählt sich tolle Geschichten von Marjorie Clifford. Sie sollte mit ihren zwanzig Jahren zweimal geschieden sein. Jeder Mann wäre ihr verfallen, hieß es. Blödsinn! Die Sorte Männer kennt man! Männchen, Gehirnathleten mit Muskelschwund, Aesthetikaxe oder Dummköpfe. Dem Bilde nach kann Hans Haberland das Gerede über Marjorie Clifford nicht verstehen. Das ist ja ein Kind und keine dämonische Männerfängerin! Ein Kind mit einem unruhigen, zarten Gesicht und großen, überwachen Augen. Sehr nett, doch von überwältigender Schönheit keine Spur! Die Schultern zart, fast dürftig. Die ganze Figur unentwickelt, schmal und knabenhaft. Na, das ist nicht sein Fall. An einer Frau muß was dran sein, findet Hans Haberland. Freilich mochte Marjorie Clifford heute anders aussehen als auf dem Bilde, das wohl vor einer Reihe von Jahren gemalt worden war.

Doch nein! Hans Haberlands scharfe Augen entdecken in einer Ecke des Bildes den Namenszug des Künstlers mit einer vielleicht von Clifford hinzugefügten Jahreszahl. Danach stammt das Bild aus neuester Zeit. Das Mädel sollte lieber noch die Schulbank drücken, statt sich mit Heiraten und Scheidenlassen abzugeben!

Doch was geht ihn Marjorie Clifford an! Er hat andere Sorgen. Auch wird er durch den Eintritt des Vaters seinen weiteren Gedanken über die Tochter enthoben. Lord Clifford ist höflich und unbeweglich wie am Tage zuvor und vielleicht noch um einen Grad zugeknöpfter. Dienstlicher, denkt Haberland. Es ist ihm nur recht. Auch er ist höflich, zugeknöpft und dienstlich, ohne eine Spur von Unterwürfigkeit. Du willst was von mir und nicht ich von dir! Das ist immerhin ein angenehmes Bewußtsein einem Eisenbahnkönig gegenüber.

Ob Mr. Haberland so freundlich sein wolle, an Stelle des erkrankten Mr. Whitefield die Entwürfe mit ihm durchzuarbeiten, die bis zur Ankunft in England fertig sein müßten? — All right! Mr. Haberland ist bereit!

Natürlich streng vertraulich, betont Lord Clifford, und nur dann, wenn Mr. Haberland an kein Konkurrenzunternehmen gebunden sei. Diese Zusicherung kann der Ingenieur mit gutem Gewissen geben. Darauf wird ihm ohne weitere Förmlichkeiten ein Platz angewiesen und ein Wust von Zeichnungen und Papieren zugeschoben. Das Wort eines Gentlemans galt! Lord Clifford hatte dem jungen Mann nur einen kurzen Blick zugeworfen.

„Machen Sie sich erst mit der Materie vertraut", fordert Lord Clifford auf. Das war nicht so einfach, aber gerade darum macht es Spaß. Hans Haberland vergräbt sich in Pläne, Berechnungen und Aufzeichnungen, daß ihm der Kopf raucht. Rasch entwirrt sich das Bild, er steht ja auf bekanntem Boden. Mit einigen Notizen, die er schnell entworfen hat, kann er sich Lord Clifford zur gemeinsamen Tätigkeit zur Verfügung stellen.

Sie sind beide bald so vertieft, daß sie sich den Lunch und dann den Tee ins Arbeitszimmer bringen lassen. Bei Ohm Tiedemann entschuldigt sich Hans Haberland telephonisch. Bis zum Abend sehen die Herren kaum von der Arbeit auf und schieben nur das Diner als kurze Unterbrechung ein, das sie allein in dem privaten Speisezimmer Cliffords einnehmen. Dann geht es weiter, bis in die Nacht hinein. Bei seiner Ankunft in England erwartet Lord Clifford eine Aufsichtsratssitzung, der er die ausgearbeiteten Pläne eines neuen Projektes vorzulegen wünscht, und es gilt, die Verzögerung einzuholen, die am Tage vorher durch Whitefields bereits verminderte Arbeitsfähigkeit entstanden ist.

Während Hans Haberland sich in die Pläne seines englischen Kollegen Whitefield vertieft hat, ist ein Gedanke in ihm aufgeblitzt: Halt! Das ist ein falscher Weg! In Amerika bei den Merringtons hat er sich heftig mit dem Problem einer Verbesserung des Stromlinienpanzers herumgeschlagen, durch die der Luftwiderstand auf ein Minimum herabgedrückt und ein neuer Schnelligkeitsrekord aufgestellt werden könnte. Aber noch war der Plan nicht reif zur Ausführung gewesen. Plötzlich fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Die Fehler seines Fachkollegen beweisen ihm nicht allein die Richtigkeit seiner eigenen Gedanken, sondern zeigen ihm auch die Möglichkeit, wie er selbst die Sache anzupacken habe. Es ist wie eine blitzartige Erleuchtung. Am liebsten wäre er in seine Kabine gestürzt, um seine Idee sofort auf dem Papier festzuhalten. Aber Clifford läßt ihm keine Zeit, eigenen Gedanken nachzuhängen, und als sie sich endlich trennen, ist es so spät und Hans Haberland so müde, daß er wie ein Klotz in sein Bett fällt und in traumlosen Schlaf versinkt.

„Bitte, morgen um dieselbe Zeit!" hat Lord Clifford beim Abschied gesagt. All right! Was man angefangen hat, führt man zu Ende. Nicht einmal Ohm Tiedemann beschwert sich, daß er die Gesellschaft des Neffen entbehren muß.

Eine Stunde, bevor die „Germania" an der englischen Küste anlegt, macht Lord Clifford dem Ingenieur Hans Haberland den Vorschlag, bei ihm zu bleiben.

Da ist sie — die Versuchung! Sie tritt vor Hans Haberland in lockendster Gestalt. Junge! Junge! Und dazu muß man „nein" sagen! Noch dazu einem Mann wie Clifford! Es ist zum — —!

Lord Clifford zieht nur ein wenig die Augenbrauen hoch, als Hans Haberland versucht, ihm mit wenigen Worten die Gründe seiner Ablehnung klarzumachen. Well! Sehr bedauerlich! Sollte Mr. Haberland eines Tages frei sein, möge er von sich hören lassen. Vielleicht käme man dann doch noch zu einer Zusammenarbeit.

Das ist alles, und es ist sogar viel. Lord Clifford hat es für gewöhnlich nicht nötig, sich um jemand zu bemühen. Wer nein sagte, der sagte eben nein! Es bedeutet ein großes Zugeständnis von seiner Seite, daß er diesem deutschen Ingenieur trotz seiner Weigerung einen Weg offenläßt.

Dann bekommt Hans Haberland einen Scheck ausgehändigt, den er unbesehen in die Tasche steckt. Mag er noch so hoch sein, es ist kein Pflaster für die Wunde, die sein Verzicht ihm schlägt. Der Kammerdiener hat die Koffer gepackt. Nur das Bild mit dem unruhigen kleinen Gesicht steht bis zuletzt auf dem Schreibtisch und wird von Lord Clifford eigenhändig in eine Aktenmappe gesteckt. Zum Schluß erscheinen Mr. Whitefield und Mr. Stone wie die Seegespenster, denn die Ueberfahrt ist stürmisch geblieben und hat ihren Opfern keine Erholungspause gegönnt.

*

„Cordula, kommst du mit zur Bahn, um Onkel Hans abzuholen?"

Cordula lacht in sich hinein. Und ob sie mitkommt! Zum ersten Male in ihrem jungen Leben ist es ihr passiert, daß sie vor Aufregung eine Nacht nicht geschlafen hat. „Morgen kommt er!" hat sie immerzu vor sich hin gesagt. „Morgen kommt er!" Es ist ja ihr Werk, daß er kommt! Es ist auch ihr Geheimnis! Seitdem die Drahtnachricht eingetroffen ist, die Hans Haberlands Rückkehr ankündigt, geht Cordula wie auf Sprungfedern. Sie hätte am liebsten im Büro an der Schreibmaschine laut gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bezugsgebühr monatlich 1,15 Mk., für auswärtige Bezieher durch die Post bezogen 1,33 Mk.

dauern, daß es heute nichts von Bedeutung gibt, außer der einen Notwendigkeit, den Feind zu besiegen.

Das ist das große Ziel, was wir vor Augen haben müssen. Glaube kein Mensch und kein Deutscher, daß er für sich auch nur den geringsten Vorteil zu ernten vermöge, wenn der Sieg nicht errungen würde. Wir wollen mit solchen kleinen Zweiflern und Fragern nichts zu tun haben. Wir sind über jeden Zweifel erhaben, weil wir an das deutsche Volk glauben und an seine Kraft. Und darum fragen wir nicht, sondern packen zu. Wir wollen nichts als arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten, um Helfer zu sein im Entscheidungsringen unseres Volkes.

Der Mann, der am Geschütz steht, wenn der Feind angreift, hat nichts weiter zu tun, als zu schießen und das Herz kalt zu bewahren, damit er auch treffe. Er hat keine Zeit, zu fragen, sondern muß kämpfen bis zum Sieg oder bis ihn selbst die Kugel des Feindes trifft. So wollen wir auch hart sein und hart werden wie der Mann an dem Geschütz. Dazu gehört aber der Glaube und nicht der Zweifel, der hinter allen Fragen steckt.

Der Luftschutz im Kriegs-Winterhilfswerk.

Am 20. und 21. Januar d. J. wird der

„Tag des zivilen Luftschutzes"

im Rahmen der gaueigenen Straßensammlung des Kriegs-Winterhilfswerkes durchgeführt. Alle Kräfte des zivilen Luftschutzes kommen zum Einsatz. Amtsträger des Reichsluftschutzbundes vom Luftschutzwart bis zur Laienhelferin werden an diesen Tagen in den Dienst des Kriegs-Winterhilfswerkes gestellt.

Statte auch Du Deinen Kameraden vom Luftschutz für ihren steten freiwilligen und opferbereiten Einsatz in der Heimat Deinen Dank ab und denke daran, daß an den Fronten unsere Soldaten für Dich treue Wacht halten.

Die Heimat steht im gleichen Kampf, sie opfert und spendet für das Kriegs-Winterhilfswerk.

Die Wohnung bleibt gesichert

Aus einer Betrachtung der Maßnahmen der Reichsregierung für die Wohnwirtschaft im Kriege, die Ministerialrat Dr. Ebel vom Reichsarbeitsministerium im „Reichsarbeitsblatt" veröffentlicht, ergibt sich, daß kein Volksgenosse während des Krieges in die Gefahr kommen kann, seine Wohnung zu verlieren. Andererseits sind durch entsprechende umfangreiche materielle Maßnahmen des Reichs auch die Belange des Hausbesitzes gesichert.

Sämtliche Wohnungen, auch die größeren, sowie sämtliche Neubauwohnungen haben nunmehr Mieterschutz, ebenso sämtliche Geschäftsräume. Auch bei ihnen ist eine Kündigung also in Zukunft nur noch zulässig, wenn die besonderen Gründe des Mieterschutzes vorliegen. Der Schutz, der übrigens auch für verpachtete Räume gilt, ist nicht nur auf die Fälle beschränkt, in denen der Mieter oder Pächter zum Heeresdienst einberufen ist, sondern gilt ganz allgemein für jeden Mieter oder Pächter. Der Besitz von Räumen soll während des Krieges grundsätzlich gesichert bleiben.

Unter diesem Gesichtspunkt wurde der Mieterschutz auch für das Untermietverhältnis anwendbar erklärt, wenn der Untermieter die Räume ganz oder überwiegend mit Einrichtungsgegenständen ausgestattet hat oder in den Räumen mit seiner Familie eine selbständige Haushaltung führt. Die Untervermietung selbst ist dem Mieter erleichtert worden; der Vermieter darf seine Erlaubnis nur noch aus einem wichtigen Grunde verweigern, evtl. wird die Erlaubnis auf Antrag des Mieters durch das Mieteinigungsamt ersetzt. Dieser Regelung liegt der Gedanke zu Grunde, daß es Familien erleichtert werden soll, durch Aufnahme von Untermietern Ausfälle an Einkommen auszugleichen und die Wohnung zu halten.

Besonders weitgehend ist der Schutz der Familienangehörigen beim Tode des Mieters. Nähere Familienangehörige — Eltern, Kinder, Großeltern, Enkel oder Geschwister — treten in den Mietvertrag ein, falls sie beim Tode des Mieters zu seinem Hausstand gehörten. Ihnen kann weder vom Vermieter noch vom Erben gekündigt werden, die Wohnung bleibt ihnen sicher.

Die Miete muß pünktlich bezahlt werden

Das Mieterschutzgesetz gibt dem Vermieter andererseits das Recht zur Kündigung, wenn der Mieter im gewissen Umfange mit der Miete im Rückstand ist. Dieses Recht ist aufrechterhalten. Die Reichsregierung hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Mieter auch weiterhin verpflichtet bleiben, ihre Miete pünktlich zu zahlen. Die Gründe für diesen Hinweis führen in die wichtigen Funktionen des Hausbesitzes im allgemeinen Wirtschaftsleben. Die Miete verbleibt zu ihrem größten Teil nicht dem Vermieter. Er muß sie als Zins- und Tilgungsbeträge an die Hypothekengläubiger, als Steuern, Abgaben, Gebühren an die Gemeinden oder Versorgungsbetriebe abführen oder sie für eine ordnungsmäßige Instandhaltung des Gebäudes verwenden. Eine Unmöglichkeit für den Hausbesitz, diese Verpflichtung zu erfüllen, müßte zu schwersten Auswirkungen im staatlichen und wirtschaftlichen Leben führen. Die Angehörigen der Kriegsteilnehmer bekommen auch aus diesem Grunde im Rahmen ihrer Familienunterstützung einen Betrag zur Zahlung der Miete.

Bei den gewerblichen Räumen ist die Verordnung über Vertragshilfe des Richters aus Anlaß des Krieges die Basis für Hilfsmaßnahmen, wenn etwa durch Umsatzrückgang usw. Schwierigkeiten bei den Läden usw. auftreten. Die Hilfe erfolgt nach dem Grundsatz des billigen Ausgleichs für den Gewerbetreibenden und seine Gläubiger mit dem Ziel der planmäßigen Abwicklung aller Verpflichtungen. Langfristige Lieferungsverträge kann der Richter ebenso ganz oder teilweise aufheben wie die Höhe der Miete verändern. Hier ist als Ausgleich wiederum eine wichtige Reichsmaßnahme vorgesehen, nämlich, daß Inhaber von Handelsbetrieben auf Antrag eine Beihilfe zur Zahlung der Miete oder Pacht aus Reichsmitteln erhalten können, und zwar bis zu 80 v. H. des Vertragssatzes. Anträge sind über den Leiter der jeweils zuständigen Wirtschaftsgruppe an die untere Verwaltungsbehörde zu richten.

Fuhrleistungen mit Kraftwagen

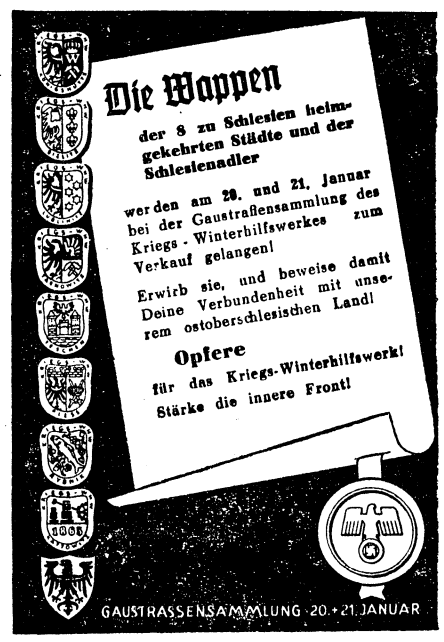
Der Reichskommissar für die Preisbildung hat gemeinsam mit dem Reichsverkehrsminister eine Verordnung über Höchstpreise für Fuhrleistungen mit Kraftfahrzeugen im Nahverkehr erlassen. Die Verordnung gilt damit für alle Güterbeförderungen mit Lastkraftwagen, Zugmaschinen und Anhängern im Reichsgebiet, soweit nicht der Reichskraftwagentarif Anwendung findet. Die Preisstoppverordnung bleibt insoweit weiter in Geltung, als am 17. Oktober 1936 bestandene niedrigere Fuhrpreise beibehalten werden müssen. Die Preistafel ist bei der Reichsverkehrsgruppe Kraftfahrgewerbe, ihren Bezirksgruppen und den Industrie- und Handelskammern zu beziehen.

Rund um die Woche

Es ist alles schon dagewesen . . . auch die Kälte. — Soldatenlieder als Zeugen unseres Geistes. — Deutschland ein Fliegervolk!

Das Tagesgespräch ist natürlich die Kälte und der Winter mit seinen Sorgen, aber auch mit seinen Freuden; die Jugend kennt nichts Schöneres, als sich so recht bei den Vergnügungen des Winters zu tummeln und die Tage, da fast überall regster Wintersport möglich ist, gründlich auszunutzen. Die Natur des Menschen neigt nun dazu, gleich zu behaupten, „so schlimm" sei es noch nie gewesen. Da ist es nur gut, daß über die Witterung schon genügend Aufzeichnungen vorliegen, die das Gegenteil beweisen und die uns auch darüber belehren, daß die Schwierigkeiten, die wir in diesem Winter zu überwinden haben, in jedem schweren Winter ähnliche gewesen sind. Das Wort, es sei schon alles einmal dagewesen, gilt also auch hier. Wenn wir allerdings die Wettermeldungen aus den benachbarten nördlichen und östlichen Ländern lesen, sind wir bald noch froh, daß bei uns die Kältetemperaturen sich nicht in den 40er Graden bewegen. Wir können uns solche Kälte eigentlich gar nicht recht vorstellen, aber auch ihr müssen die Menschen zu begegnen wissen. So kommt es auch bei uns darauf an, daß jeder die Schwierigkeiten am richtigen Ende anpackt und durch das Zusammenwirken aller Maßnahmen, die man gegen Kälte treffen kann, auch Erfolg hat. Man darf sich nicht nur auf die Heizung verlassen, sondern muß sich entsprechend kleiden und auch in der richtigen Körperpflege den geeigneten Schutz gegen die Einwirkungen des Frostes suchen. Dann ist alles nur halb so schlimm, zumal wir in unseren Breitegraden wissen, daß dieser strenge Herr unmöglich lange regieren kann. Also wollen wir hoffen, daß der Höhepunkt des Winters bald überschritten sein wird, spüren wir doch die längeren Tage schon recht angenehm.

Seit kurzem bekommen wir im Rundfunk die neuesten Soldatenlieder zu hören. Diese Sendung hat den größten Beifall gefunden. Wo gäbe es einen rechten Deutschen, der nicht seine Freude an diesen Soldatenliedern hätte; und daß gerade in diesem Krieg schon so viel neue und schöne Soldatenlieder entstanden sind, beweist uns, von welchem Geist unsere Soldaten beseelt sind. Diese Lieder aber sollen nicht nur den Soldaten gehören, sondern sie müssen Eigentum des ganzen Volkes werden, sie müssen in unserem Herzen mitklingen, so wie das Engellandlied zum Kampflied des deutschen Volkes geworden ist. Aus den Soldatenliedern heraus gewinnt auch die Heimatfront eine neue und fruchtbare Bindung mit der Front vor dem Feinde. Diese Lieder stehen beispielhaft vor uns als Zeugen des Frontgeistes. Wo solche Soldatenlieder gesungen werden, kann der Geist der Kannegießer, des Spießertums und der Stammtischmeckerer nicht aufkommen, denn diese Lieder sind kampfbetont und kampfesfroh, und es ist nur natürlich, wenn die Sehnsucht nach der Heimat und nach dem Lieb in ihnen aufklingt, kämpfen sie doch um das und verteidigen sie doch das, wonach sie sich sehnen und woran ihre Herzen



hängen. So sagen es unsere Lieder, daß dieser Krieg ein Krieg für die Freiheit des deutschen Menschen und die Freiheit der deutschen Seele ist, denn der Feind will ja unser Volk und unseres Volkes Seele vernichten.

Wir fahren gegen Engelland! Diesen Kampfruf möchte man als Motto auch über die Schulung unserer Jugend für den Fliegernachwuchs schreiben. Nach einem Erlaß des Reichserziehungsministers wird der Luftfahrtgedanke jetzt in allen Schulen im Unterricht gepflegt werden, um für die Industrie und die Luftwaffe einen geschulten, fähigen Nachwuchs zu gewinnen. Was dieser Erlaß bedeutet, geht aber nicht nur aus seinen Einzelheiten hervor, sondern viel mehr noch aus dem Echo, das er in den Herzen der Schüler gefunden hat. Die Begeisterung ist ganz allgemein, und die Jungen brennen darauf, recht viel von der Luftfahrttechnik kennenzulernen. War doch schon immer der Modellbau von Flugzeugen im Werkunterricht das Schönste. Aber die Jugend hatte in ihrer Begeisterung so viele Fragen zu stellen, die nicht so nebenbei zu beantworten gehen. Sie liest mit glühenden Herzen von den Siegen deutscher Flieger und deutscher Maschinen und will nun auch wissen, wie es zu dieser Ueberlegenheit kam, denn sie will es ja einmal diesen Fliegern gleichtun. Wahrlich die Begeisterung braucht man der Jugend nicht erst beizubringen, aber sie wird durch die neuen Maßnahmen mehr denn je gesteigert werden. Deutschland ist das Volk der Flieger geworden und wird es auch in aller Zukunft bleiben. Dafür wird Deutschlands Jugend sorgen.

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Täglich wiederkehrende Darbietungen mit Ausnahme von Sonntag:

5.00 (**Dienstag und Freitag 5.30**): **Marschmusik und Nachrichten.** — 6.00: **Bauer, für dich!** — 6.10: **Morgengymnastik.** — 7.00: **Nachrichten.** — 8.20: **Konzert.** — 10.00: **Zeit und Glückwünsche. Anschließend: Sendepause.** — 11.30: **Zeit, Wasserstand und Marktberichte des Reichsnährstandes.** — 11.45: **Unsere Ernährung.** — 12.30: **Nachrichten.** — 14.00: **Nachrichten, Marktberichte des Reichsnährstandes und Börsennachrichten.** — 14.10: **1000 Takte lachende Musik. (Schallplatten.)** — 17.00: **Nachrichten.** — 17.45 **und** 19.45: **Nachrichten in serbo-kroatischer Sprache.** — 20.00 **und** 22.00: **Nachrichten. Anschließend: Schallplatten.** — 22.30: **Nachrichten in serbo-kroatischer Sprache.** — 24.00: **Nachrichten.**

Sonntag, 21. Januar

6.00: Hamburg: Hafenkonzert. — 7.00: Aus Breslau: Nachrichten. — 8.00: Morgenspruch am Sonntag. — 8.10: Musik am Sonntagmorgen. (Industrieschallplatten.) — 8.40: Zeit, Nachrichten, Glückwünsche. — 9.00: **Fröhliches Morgensingen.** Die Pimpfe der Rundfunkspielschar **Breslau der HJ.** — 9.30: **Klaviermusik.** Prof. Franz Langer. — 10.05: **Frohe Klänge.** (Industrieschallplatten.) — 11.00: **Entscheidungen des Menschenherzens. Berühmte Szenen der Weltdichtung. 4. Folge. Kleist: Käthchen von Heilbronn.** — 12.00: **Köln: Mittagskonzert.** — 12.30: Aus Breslau: Nachrichten. — 13.00: **Leipzig: Mittagskonzert.** — 14.00: Nachrichten. — 14.10: **Kleinigkeiten sprechen für sich.** Zwei kleine Plaudereien von Annemarie Schäfer. — 14.30: Intermezzo in Tönen. **Musik am laufenden Band.** — 15.45: **Meine erste Freiballonfahrt.** Plauderei von Dr. Strauß. — 16.00: Aus Berlin: **Großes Wunschkonzert für die Wehrmacht.** — 17.00: Aus Berlin: **Nachrichten.** — 17.45: Nachrichten in serbo-kroatischer Sprache. — 19.30: **Sportereignisse des Sonntags.** — 19.45: **Nachrichten in serbo-kroatischer Sprache.** — 20.00: **Nachrichten.** — 20.15: **Kameraden vom schwarzen Panzerkorps. Schlesische Truppen im Polenfeldzug 1939.** — 21.20: **Blasmusik. Der Gaumusikzug Schlesien.** — 22.00: **Nachrichten; anschließend Schallplatten.** — 22.30: **Nachrichten in serbo-kroatischer Sprache.** — 22.45 **bis** 1.00: **Berlin: Unterhaltungskonzert.** — 24.00: **Aus Breslau: Nachrichten.**

Montag, 22. Januar

6.30: **Frühmusik. Das Musikkorps einer Fliegerhorstkommandantur.** — 8.00: **Ruf ins Land!** — 8.05: **Hausfrauengymnastik.** — 9.30: **Aus Berlin: Spuren im Schnee. Entdeckungsreisen im Winter.** — 11.00: **Musik von Schallplatten.** — 12.00: **Aus Hamburg: Mittagskonzert.** — 15.25: **Für unsere Kinder. Fröhliches Turnen.** — 15.40: **Deutschland — Kinderland. „Finden Sie, daß Klein-Helga sich richtig verhält?" Eine Frage an die Mütter.** — 16.00: **Wien: Nachmittagskonzert.** — 17.10: **Musik zur Dämmerstunde. (Industrieschallplatten.)** — 18.00: **„Deutsche Tänze aus drei Jahrhunderten."** Hans Pischner (Cembalo). — 18.30: **Weltbewegende Erfindungen.** — 18.40: **Operettenmelodien. (Industrieschallplatten.)** — 19.00: **Von Bühne, Film und Funk; anschließend: Musik von Schallplatten.** — 20.15: **Wir spielen auf! Gertrud Callam** (Sopran), **Friedrich Eugen Engels** (Tenor), **das Große und das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau.** — 22.45: **Wir spielen auf!** (Fortsetzung). — 0.10 **bis** 1.00: **Berlin: Unterhaltungskonzert.**

Dienstag, 23. Januar

6.30: **München: Frühkonzert.** — 8.00: **Ruf ins Land; anschließend: Musik von Schallplatten.** — 9.30: **Berlin: Im deutschen Gnesen.** — 11.00: **Hausfrau, das geht dich an!** — 11.20: **Musik von Schallplatten.** — 12.00: **Frankfurt a. M.: Mittagskonzert.** — 13.00: **Wien: Mittagskonzert.** — 15.30: **Für unsere Kinder. Die Mädel basteln ein Puppenbettchen.** — 16.00: **Leipzig: Nachmittagskonzert.** — 17.10: **Berlin: Nachmittagskonzert.** — 18.00: **Kleine Abendmusik. Das Große Orchester des Reichssenders Breslau.** — 18.30: **Blick in Zeitschriften.** — 18.45: **Amüsante Künstlerfibel. Gerhard Bertermann** (Bariton), **Kurt Hattwig** (Klavier). — 20.15: **Berlin: Unterhaltungskonzert. Das Große Orchester des Reichssenders Berlin.** — 21.10: **Der Bamberger Reiter. Ein Spiel vom heldischen Menschen von Georg Basner. Musik von Gerhard Ewald Rischka. Das Große Orchester des Reichssenders Breslau.** — 21.40: **Opernmelodien. (Industrieschallplatten.)** — 22.45: **Kleines Konzert. Peter Esser** (Violine), **Walter Schulz** (Flöte), **Kurt Hattwig** (Klavier). — 0.10 **bis** 1.00: **Berlin: Unterhaltungskonzert.**

Brockauer Sport-Nachrichten.

S. C. „Sturm 1916" Brockau e. V.

Spiele am Sonntag, den 21. Januar:

In Lindenruh:

13⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. A-Jugend — „Klettendorf" 1. A-Jugend

14⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Minerva 09" 1. Senioren.

Ein alter Rivale stellt sich morgen, Sonntag der 1. Mannschaft zum Kampfe und zwar ist es „Minerva 09 Breslau". „Minerva" ist der Verein, der im Vorjahr, als „Sturm" den Verlust der zehn Punkte hatte, den ersten Platz einnahm und in die Bezirksklasse aufrückte. Die letzte Begegnung beider Vereine endete 2 : 2 auf dem Minerva-Platz in Breslau. Jeder Fußballanhänger wird aufs äußerste gespannt sein, wie das erneute Zusammentreffen der alten Gegner ausgehen wird.

Reichsbahn-Sportgemeinschaft.

Handball-Abteilung:

Das am Sonntag, den 21. Januar, um 11 Uhr angesetzte Handballspiel „Reichsbahn" Senioren gegen „Friesen Brockau" wurde vom Kreisfachwart abgesetzt.

Wann wird verdunkelt?

Beginn: Sonnabend um 16,25 Uhr

Ende: Sonntag um 7,20 Uhr

* **[Standesamtliche Nachrichten.]** Aufgebote: Reichsbahninspektor Hermann, Karl Grotzke, Breslau und Damenschneiderin Erna, Walli, Amalie Wystemp, Brockau.

* **[75. Geburtstag.]** Stellwerksmeister a. D. Paul Herder, Ohlewiesen, Althofnasserstraße 38, feiert am Sonnabend, den 20. Januar seinen 75. Geburtstag.

* **[Wieder Schulunterricht]** in den hiesigen Volksschulen. Siehe Bekanntmachung.

* **[Zwei Todesopfer einer Gasvergiftung.]** Einem verhängnisvollen Unglücksfall fiel ein Ehepaar aus der hiesigen Wehrmannstraße zum Opfer. In den Vormittagsstunden des gestrigen Tages wurde der Polizei durch Hausbewohner gemeldet, daß aus der Wohnung des Ehepaares starker Gasgeruch dringe. Die Polizei öffnete die Wohnungstür gewaltsam und fand das Ehepaar, in den Betten liegend, mit Gas vergiftet vor. Der sofort hinzugerufene Arzt konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Es wurde festgestellt, daß ein Gashahn des Gaskochers in der Küche nicht ganz geschlossen war. Nach den sonst vorgefundenen Umständen ist mit Bestimmtheit Unglücksfall anzunehmen.

* **[Die Film-Bühne]** zeigt den Ufa-Film „Heimatland". — Berlin und der herrliche Schwarzwald sind die Schauplätze der Handlung. „Heimatland" bringt ohne jede Uebertreibung eine sehr gelungene Gegenüberstellung von Großstadt und Land. Zwei Welten sind es, die scheinbar eine unüberwindliche Kluft voneinander trennt, nicht weil die eine etwa besser ist als die andere; ihre Verschiedenheit liegt in den gänzlich anders gearteten Voraussetzungen begründet, unter denen sich das Leben hier und dort vollzieht. Und doch überwindet die Liebe die Gegensätze: Monika, das schlichte Schwarzwaldmädel, und Günther Nordmann, der angebliche Städter, finden, wenn auch nach vielen Kämpfen, den Weg zueinander, als Günther einsieht, daß Monika ihren seit Generationen in der Familie befindlichen Besitz nicht verlassen kann, wie man in der Großstadt eine Mietwohnung verläßt.

Lies Deine Heimatzeitung die „Brockauer Ztg."

Aerztlicher Sonntagsdienst ab Sonnabend Mittag 12 Uhr Dr. Schaube, Winkler Allee 2.

Handelsschiffe werden Kriegsschiffe

Planmäßige Bewaffnung durch die britische Admiralität.

England macht praktisch alle Handelsschiffe zu Kriegsfahrzeugen. Ein Sonderkorrespondent des „Daily Telegraph" berichtet ganz offen über die großangelegte Aktion der britischen Admiralität, die den planmäßigen Einbau von Geschützen, Vernebelungs- und Minenschutzapparaten sowie Deckaufbauten in größtem Stil auf allen englischen Handelsschiffen vorsieht.

Der Vertreter des Londoner Blattes hat einen Hafen an der Westküste Englands besucht, und schreibt darüber, man habe ihm einen Teil der großen Organisation der Admiralität gezeigt, um Handelsschiffe zu bewaffnen. Offiziell sei dieser Plan unter dem Namen „Verteidigungsausrüstung der Handelsschiffahrt" bekannt. Immer mehr und mehr Schiffe kämen jetzt in die Häfen, um bewaffnet zu werden. Jetzt sei bereits mehr als die Hälfte der Handelsschiffahrt ausgerüstet. Die Nachfrage nach Waffen sei so groß, daß in den meisten Häfen lange Reihen von Schiffen auf Geschütze warteten. In dem Hafen, den der Korrespondent besucht hat, haben allein nahezu 400 Schiffe ein oder zwei Geschütze auf ihren Achterdecks gehabt. Sie seien ausgelaufen, nachdem Mitglieder der Besatzung für deren Bedienung ausgebildet worden waren. Viele Schiffe hätte man auch mit Minenschutz- und Vernebelungsapparaten ausgerüstet. Die Mehrzahl der Schiffe erhielt zwei Geschütze, ein 12-Zentimeter-Geschütz und ein 7,6-Zentimeter-Flakgeschütz.

Für die Küstenschiffahrt und den skandinavischen Handel halte man das Flakgeschütz für wesentlich, obwohl auch diese Schiffe häufig 12-Zentimeter-Geschütze erhielten. Die Admiralität liefere die Geschütze und übernehme auch die Verstärkung der Decks. Ebenso bilde sie die Geschützbedienung aus. Viele erwerbslose Stewards seien als Geschützbedienung wieder untergebracht worden.

*

Echt britische Heuchelei

Nach den völkerrechtlichen Bestimmungen können bewaffnete Handelsschiffe nicht mehr als friedliche Kauffahrteischiffe angesehen werden. Sie sind vielmehr als Kriegsschiffe zu betrachten, die alle Rechte eines solchen genießen, aber auch allen Gefahren des Krieges ausgesetzt sind. Wenn auch die britische Regierung behauptet, die Bewaffnung der „friedlichen" Handelsschiffe diene nur „Verteidigungszwecken", so ändert das nichts an der Tatsache, daß die Handelsschiffe durch die Armierung zu Kriegsschiffen gemacht worden sind. Im übrigen handelt es sich keineswegs um Verteidigungswaffen, wie die britische Propaganda die Welt gern glauben machen möchte. Schon im Weltkriege hatte die britische Admiralität die Handelsdampfer angewiesen, auf auftauchende U-Boote sofort das Feuer zu eröffnen, „gleichgültig ob das U-Boot einen definitiv feindseligen Akt — wie Abfeuerung eines Kanonenschusses oder eines Torpedos — begangen hat oder nicht". Aehnliche Instruktionen hat die britische Admiralität auch diesmal an ihre Handelsschiffe erteilt. So hat sie z. B. am 1. Oktober alle Handelsschiffe angewiesen, jedes deutsche U-Boot zu rammen. Was hier für die Handelsschiffe gesagt worden ist, gilt in gleicher Weise für die „harmlosen Fischerboote", über deren Vernichtung durch deutsche Flieger und Seestreitkräfte die britische Lügenpropaganda so bewegte Klage geführt. Aus den Schilderungen der englischen Presse selbst geht einwandfrei hervor, daß der allergrößte Teil der englischen Fischereiflotte von der Admiralität beschlagnahmt und als Vorposten- und Minensuchboote oder U-Bootfallen Verwendung findet. Ihre Besatzungen bevölkern heute als Arbeitslose die englischen Häfen, soweit sie nicht in den Dienst der britischen Flotte übernommen worden sind. Daß es sich bei diesen Schiffen um einen Bestandteil der britischen Marine handelt, geht auch daraus hervor, daß erst kürzlich einige Offiziere dieser „harmlosen Fischerboote" vom englischen König mit den höchsten militärischen Orden ausgezeichnet worden sind. Das britische Wehgeschrei ist also nichts anderes als gemeine Heuchelei. Die deutsche Wehrmacht denkt nicht daran, sich durch harmlose „Handelsschiffe" und „Fischerboote" überlisten zu lassen und das Leben ihrer deutschen Soldaten und Matrosen den Engländern zuliebe unnötig aufs Spiel zu setzen. Allen Tücken und Rechtsbrüchen der Engländer tritt die deutsche Wehrmacht deshalb sofort und mit aller gebotenen Schärfe entgegen.

Pariser Katzenjammer

Die französischen Kaufleute murren gegen England. — Die Londoner Handelspolitik „sehr lästig".

Bekanntlich haben England und Frankreich ein Wirtschaftsbündnis abgeschlossen, das in London mit großem Triumph begrüßt wurde, in Frankreich aber bald eine deutliche Katerstimmung hervorgerufen hatte. Nun muß aber selbst ein englisches Wirtschaftsblatt wie die „Financial Times" zugeben, daß die französischen Kaufleute gegen England erheblich murren, weil sie mit der englischen Handelspolitik ganz und gar nicht einverstanden sind. Diese Unzufriedenheit sei auf einer Sitzung der britischen Handelskammer in Paris geäußert worden, der auch französische Mitglieder der Handelskammer in London beigewohnt hätten. Dabei habe man betont, daß der Großteil der französischen Ausfuhr — unter dem Namen „Luxusartikel" zusammengefaßt — von der Einfuhr nach England gänzlich ausgeschlossen sei. Diese Beschränkungen seien von den französischen Kaufleuten (die Franzosen sind ihren Freunden gegenüber höfliche Leute) als „sehr lästig" bezeichnet worden.

Kreuzer „Exeter" Totalverlust?

USA.-Presse meldet: Bei den Falklandinseln auf Strand gesetzt

Der Verbleib des britischen Kreuzers „Exeter", der im Gefecht mit dem Panzerschiff „Admiral Graf Spee" schwer beschädigt wurde, ist immer noch Gegenstand verschiedener neutraler Auslandsmeldungen. Als eine argentinische Zeitung kürzlich gemeldet hatte, der Kreuzer „Exeter" sei auf der Fahrt nach den Falklandinseln gesunken, beschränkte sich die britische Admiralität auf ein kurzes Dementi, ohne über den Verbleib des Schiffes etwas auszusagen.

Jetzt meldet die „New York Times", daß die „Exeter" in Port Stanley an der Ostküste der Falklandinseln auf Strand gesetzt worden sei. Das Blatt berichtet weiter, von englischer Seite würde jetzt zugegeben, daß die „Exeter" durch die Artillerie des Panzerschiffes „Admiral Graf Spee" so schwer beschädigt worden sei, daß sie nicht mehr seetüchtig wäre. Eine Verwendung als Kriegsschiff käme daher nicht mehr in Frage, obgleich ein Teil der Geschütze noch brauchbar sei.

Zu dieser Meldung der „New York Times" liegt eine Aeußerung der britischen Admiralität noch nicht vor, es scheint aber, daß von den verschiedenen ausländischen Meldungen die Darstellung der „New York Times" der Wirklichkeit am nächsten kommt. Demnach hat man dem als Kriegsschiff nicht mehr brauchbaren Kreuzer eine Verwendung als Küstenbatterie auf den Falklandinseln zugedacht, womit der Kreuzer für die britische Marine als Totalverlust ausscheiden würde.

Der russische Heeresbericht

Nach einem Kommuniqué des Generalstabes des Militärbezirks Leningrad bestanden die militärischen Operationen an der Front hauptsächlich aus Erkundungs- und teilweise Artillerietätigkeit. Die Sowjetluftstreitkräfte führten Aufklärungsflüge durch.

Danksagung.

In dem großen Leid und Schmerz um unsere geliebte Mutter

Frau Marta Schwarzer

ist uns soviel herzliche Teilnahme entgegengebracht worden, daß wir nur auf diesem Wege danken können.

Besonderen herzlichen Dank Herrn Pfarrer Mihaltsek für seine trostreichen Worte am Grabe, dem katholischen Kirchenchor, der NS Frauenschaft, den Mitbewohnern des Hauses Heydebrandstraße 7, sowie Schwester Narzissa und Frau Hedwig Scholz für ihr hilfsbereites Beistehen in den letzten Tagen.

Brockau, den 20. Januar 1940.

Die tieftrauernden Kinder und Anverwandte.

Dir lieben Mutter rufen wir ein „Habe Dank" in die Ewigkeit nach.

Amtliche Bekanntmachung.

Der Unterricht in den hiesigen Volksschulen wird am **Montag, den 22. Januar 1940** wieder aufgenommen.

Brockau, den 20. Januar 1940.

Der Bürgermeister.
Kurzbach.

Reparaturen
an **Wasser- und Heizungsanlagen**
führt aus
Fritz Kretschmer, Zentralheizungen
Wasserborn, Hauptstraße – Telef. Kattern 348

Spielkarten
zu haben bei
E. Dodeck's Erben

Knoblauch-Beeren
„Immer jünger"
machen froh und frisch! Sie enthalt alle wirksamen Bestandteile des reinen unverfälschten Knoblauchs in leicht löslicher, gut verdaulicher Form.
Vorbeugend gegen:
Arterienverkalkung
hohen Blutdruck, Magen-, Darmstörungen, Alterserscheinungen, Stoffwechselbeschwerden.
Geschmack- und geruchfrei. Monatspackung 1.—
Achten Sie auf die grün-weiße Packung!
Drogerie Rudolf Krümmel
Drogerie G. Konczak
Drog. E. Duvigneau, Breslauerstr. 9

Schles. Lesebücher
7. und 8. Schuljahr
wieder eingetroffen
E. Dodeck's Erben

Schickt die Heimatzeitung an die Front!

Eine Brücke zwischen Heimat und Front ist die Heimatzeitung. Wer einen Angehörigen bei der Wehrmacht hat, kann ihm die „Brockauer Zeitung" direkt durch den Verlag als Feldpost zustellen lassen. Bei Zustellung mit Feldpostnummern werden keine Gebühren erhoben. Bestellungen mit der genauen Angabe der Feldpostnummer werden in der Geschäftsstelle entgegengenommen.

Verlag der „Brockauer Zeitung".

Kirchliche Nachrichten
Evgl. Pfarrkirche
Sonntag 9 Uhr Schulte, 11 Kindergottesdienst, 17 Uhr Schulte
Donnerstag 8 Uhr Betstunde

Bauplatz
2000 qm, auch mehr
in der Parkstraße verkauft
Knott
Breslau, Reuschestr. 60/61

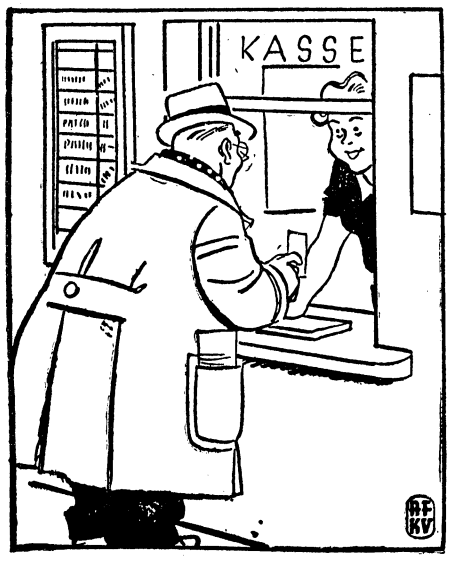
Familien-Anzeigen
fertigt an
Dodeck's Buchdruckerei

Brockauer Vereinsanzeigen.

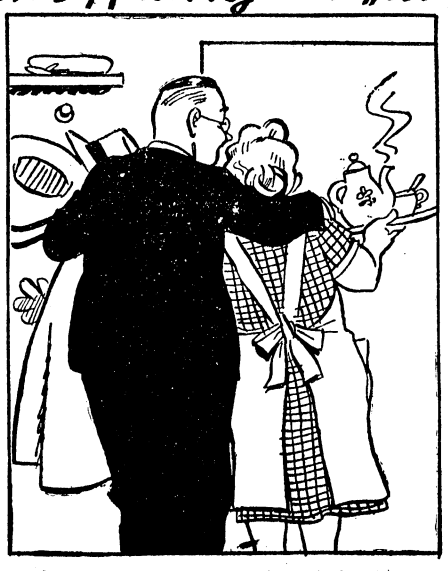
S. C. „Sturm 1916" Brockau. Spiele am Sonntag in Lindenruh: 13 Uhr „Sturm" 1. A-Jugend — „Klettendorf" 1. A-Jugend 14⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Minerva 09" 1. Senioren.

Fahrplanwechsel
am 21. 1. 1940
Neuer **Amtlicher Taschenfahrplan Schlesien**
ist bei allen Verkaufsstellen zu haben. Zu beachten ist das dem Taschenfahrplan beiliegende **Verzeichnis der vorerst nicht verkehrenden Züge.**
Deutsche Reichsbahn
Reichsbahndirektion Breslau

Vorher Pfündig und „Minna von Barnhelm"



„2× Parkett 17. Reihe für Minna von Barnhelm!"



„Also Mutter, übermorgen gehen wir ins Theater zu „Minna von Barnhelm"!"
„Aber Karl, bei den ernsten Zeiten in ein Lustspiel gehen? No — und dann die Dunkelheit!"

„Weißt Du, Karl, Du hast recht — man muß auch mal ins Theater gehen, man kommt dann auf andere Gedanken — —"

Erholung — Entspannung
Erbauung

bedeuten den Inhalt unseres Feierabends. Auch in der Kriegszeit! Daher soll man ruhig weiter ins Theater — ins Kino, ins Konzert oder ins Varieté gehen. Und gerade zum „ernsten Leben" gehört die Kunst — auch die „heitere" — als Ausgleich für das innere Gleichgewicht unseres Lebens und Strebens für die Volksgemeinschaft!